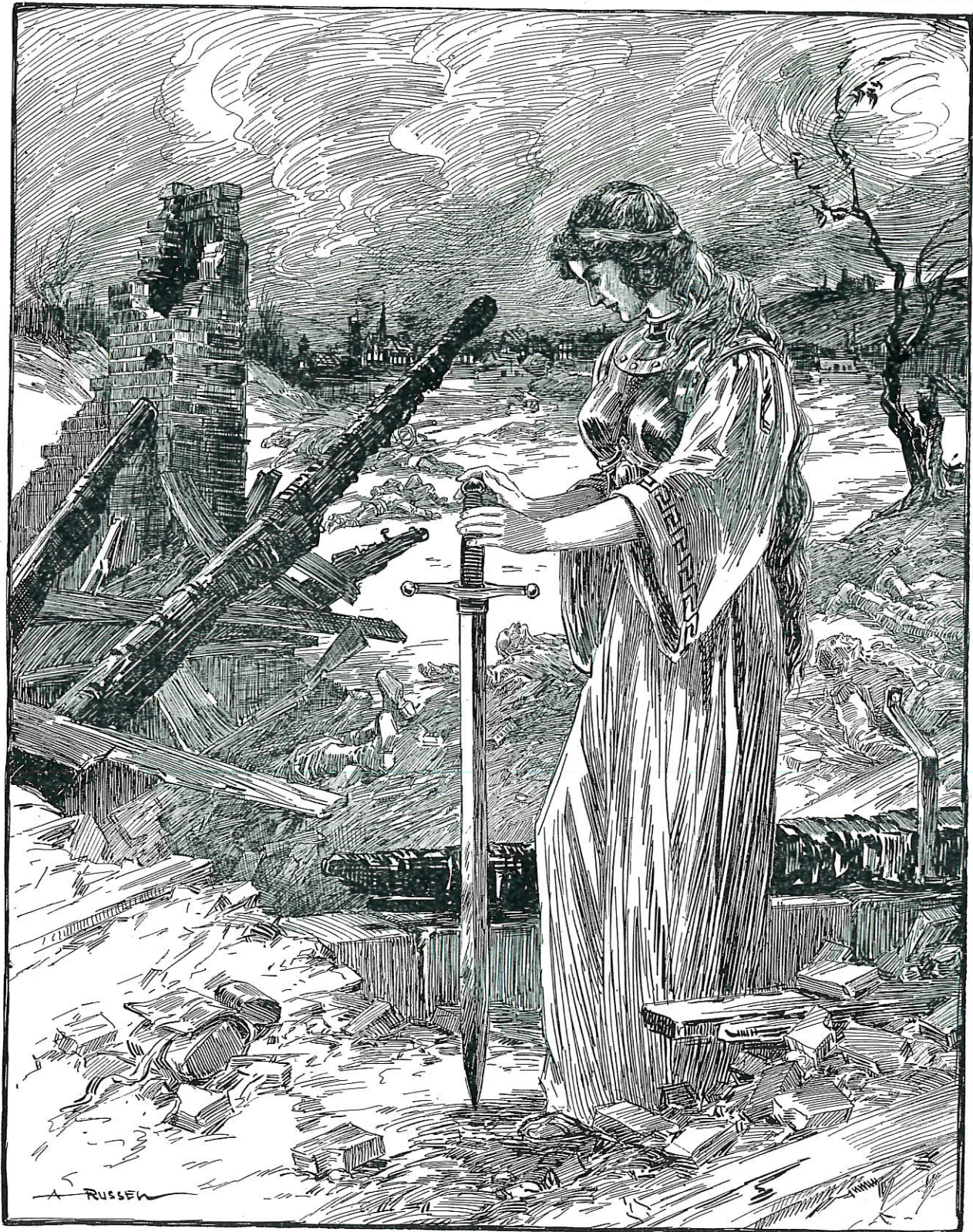


Die Abendschule.



Schrecken nicht bald des Krieges Brennel die Völker?

LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY,

ST. LOUIS, MISSOURI.

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von Dr. C. E. Vogt,
weiland Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

990 Seiten Text.

Siebzehnte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 145 künstlerisch ausgeführten Abbildungen und 6 prächtigen farbigen Einlagen.

Neu bearbeitet von Medizinalrat
Dr. W. Camerer.

In Halbfranz elegant gebunden.
Preis \$2.50 und 35 Cents Porto.



In diesem meisterhaften Prachtwerke wird die gesamte Heilkunde in klarer, leichtfaßlicher und volkstümlicher Darstellung gemeinverständlich gemacht. Es ist das hervorragendste Hausbuch der Gesundheitspflege und unterrichtet den Laien über den Bau des menschlichen Körpers und seine Organe, sowie über deren Verrichtungen; es erläutert die Ursachen der Krankheit und deren Verlauf; es gibt Ratsschlüsse für die erste Hilfe bei Unglücksfällen und plötzlichen Erkrankungen; es belehrt über eine vernünftige, naturgemäße Pflege des Körpers in gesunden und kranken Tagen und zeigt die Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und zur Verhütung von Krankheiten.

Jeder Leser, der sich dieses wertvolle Hausbuch der Gesundheitspflege anschafft, wird sich über dieses staunenswert billige, in jeder Beziehung künstlerisch ausgestattete Prachtwerk freuen, und es wird ihm bald unentbehrlich sein.

Louis Lange Publishing Co.,

ST. LOUIS, MO.

Luther-Album.

Ein Vorläufer zur 400jährigen Gedächtnisfeier des Anschlags der 95 Thesen durch Luther an der Schlosskirche zu Wittenberg am 31. Oktober 1517.



Von Aug. Lange.
Deutsch oder englisch zu haben auf Wunsch!
Preis, portofrei, \$1.00.

Dies und Das und noch Etwas.

So freudig das Werk „Reisebilder“ von ZageI aufgenommen und gelesen wurde, so wird auch dies Buch entgegengenommen. Ernstes und Geiteres, Lehrreiches und Unterhaltendes bringt das Büchlein in buntem Gemisch, hübsch untereinander, bis zum letzten und besten Schwanke, und das ist eine „Plattdütsche Red“ — ein unvergleichlich schöner Schluß.



Preis, portofrei, \$1.00.

Quer durch Amerika.

Ein Prachtwerk für jung und alt, für Schule und Haus!



Die Natur ist voller Wunder! Schier unerschöpflich an solchen Wundern ist unser Land Amerika. Nicht jedem ist es vergönnt, dieses Wunderland allenthalben aus eigener Anschauung kennen zu lernen; deshalb wird es unseren Lesern eine Freude sein, daß wir ihnen ein Werk zugänglich machen können, das sie in 192 prächtigen, ganzseitigen Bildern (Kollotypen) nach photographischen Originalaufnahmen in die Wunderwelt Amerikas einführt, ein Prachtwerk für jung und alt, für Schule und Haus. Es gibt kaum ein Buch, das dem Reiche so viel Kenntnisse von Amerika beibringt wie dieses Wert in Wort und Bild! Die großen photographischen Abbildungen kosten sonst in Buchhandlungen ihrer drei oder vier so viel wie dieses ganze Buch!

Jeder Leser, der dies Buch sieht, wird staunen und entzückt sein!

Das beste und fesselndste Anschauungsmaterial, Belehrung für den, der die Schönheiten Amerikas nicht kennt, und bleibende Erinnerung für den, der Amerika gesehen hat.

Verkaufspreis: \$1.25.

LOUIS LANGE PUBLISHING CO., ST. LOUIS, MO.

Ein neues Buch! AYESHA

von
Kapitänleutnant Helmut v. Mücke.



Helmut v. Mücke, der lachende Held, hat in der schlichten Beschreibung seiner abenteuerlichen Fahrt von den Keeling-Inseln nach Konstantinopel ein Werk geschaffen, das Jahrhunderte leben wird. Ein übermütiges Raufen mitten im Schlachtengedrüll des gewaltigen Völkerringens!

Eine wunderbare Erzählung heroischer Taten.

In Sorglosigkeit wie in Not und Gefahr, stets derselbe fürsorgliche, sachliche Geist. In keinem anderen Kriegsbuch kommen deutsches Wesen und deutsche Siegeszuversicht so jugendfroh, so unbefangenen zum Ausdruck, und es ist gerade dieses Gefühl jeglicher Pose im Verein mit der feinen Beobachtungsgabe und dem prächtigen Humor des Verfassers, die seinem Buche unvergänglichen Reiz verleihen.

Während v. Mückes Landungszug dem Auftrage, auf den Keeling-Inseln die Kabelverbindung und Funkstation zu zerstören, gerecht wurde, wurde die „Emden“ von einem geborenen gebängerten englischen Kreuzer angegriffen und kampfunfähig gemacht. v. Mücke mußte sich sehr schnell vor Anbruch der Dunkelheit entschließen, ob er sich von den Engländern fangen lassen sollte oder auf dem einzigen und halbverrotten kleinen Segelschiff „Ayesha“, das im Hafen lag, den Weg nach Deutschland suchen wollte. Das Schiff war nur für eine Mannschaft von 5 Mann gebaut, und sein Landungszug zählte 50 Mann. Mücke entschied sich für „Ayesha“.

Man merkt dem Verfasser auf jeder Seite an, wie er mit ganzer Seele das Abenteuer auskostet hat bis zum Augenblick seiner Meldung bei Admiral Souchon in Konstantinopel. „Meine gehoramt, Landungszug der „Emden“ in Stärke von fünf Offizieren, sieben Unteroffizieren und siebenunddreißig Mann zur Stelle.“

Illustriert. Leinen-Einband.

Preis für die deutsche oder englische Ausgabe \$1.25 und 10 Cents Porto.



LOUIS LANGE PUBLISHING CO.,
ST. LOUIS, MO.

Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenkreis“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Hefen (26 Hefen im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Umzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 63.

Heft 23.

Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 7. Juni 1917.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probeummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.

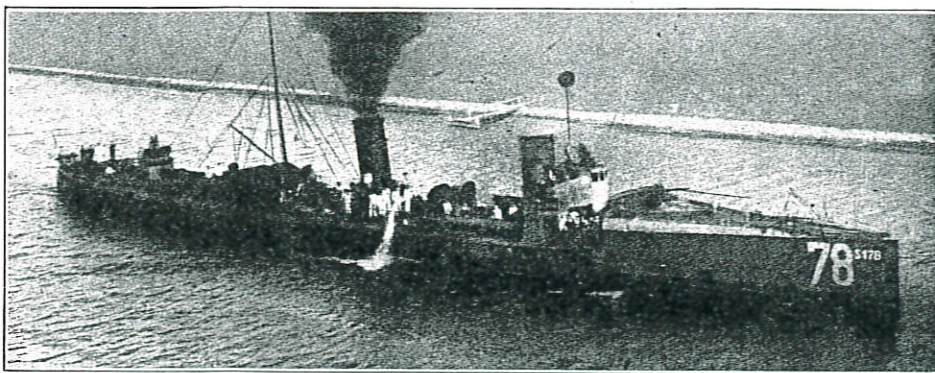
Aus der Zeit für die Zeit.

Von wem stammt die Gewalt?

Demokratisch will man jetzt die Welt machen! Seit die englischen und französischen Vorkommnisse zu Besuch kamen, ist von Washington das Schlagwort ausgegangen, die Aufgabe der Jetztzeit sei, die Welt zu demokratisieren. Sonderbar, daß diese Parole von Washington ausgeht, wo neuerdings mehr Autokratie sich regt als jemals zuvor, wo der Präsident mehr Vollmachten gesucht und vom Kongreß erhalten hat, als irgendein heutiger Monarch in seinem Reiche sie besitzt. Sonderbar, daß England, auf dessen Thron ein König und Kaiser sitzt, für Amerika tonangebend in diesen Bestrebungen sein kann. Sonderbar, daß auch Italien, dessen Monarch, der Verräter des Dreibundes, in der Vorkommnisse einen nahen Verwandten mit herübergeschickte, das herausgehende Schlagwort von der Demokratisierung der Nationen nicht mit einem Schlage beim amerikanischen Volke entkräftet. Aber wie hat man doch nach dem Sturze des Zarentums in Rußland, wie hat man bei jeder Erörterung der beantragten Wahlreformen in Deutschland, bei der Versprechung und Herbeiwünschung einer Revolution im deutschen Volke, bei der tendenziösen Unterscheidung zwischen Kaiser und Volk, bei der bedrohlich dargestellten Bismarckschen Reichsvergrößerung, die von Hamburg über Wien und Budapest nach Konstantinopel, Palästina, Bagdad und bis zum Persischen Golf sich ausdehnen werde und jetzt das deutsche Kriegsziel sei, hierzulande so geflüstertlich immer wieder den Lehrsatz gepredigt durch die Tagespresse und in öffentlichen Reden, daß die „Herrscher von Gottes Gnaden“ fallen und die Regierungen einzig nach republikanischen Grundsätzen, als der allein richtigen Quelle der Macht, eingerichtet werden müßten! Woher mit einem Male solche Mission? Woher hat Amerika die Aufgabe und wer hat sie ihm zugewiesen, die Welt zu demokratisieren? Sagte nicht der Präsident selbst noch in seiner Weihnachts-Friedensbotschaft, daß kein Volk sich in die inneren Angelegenheiten eines andern Volkes einmischen solle? Ist denn aber überhaupt der Grundsatz richtig, daß das „Gottesgnadentum“ einfach zu gehen hat und die Völker selbst die Urquelle der Macht sind? Sehr viele, die in neuerer Zeit in die Fußstapfen derer treten, die im 18. Jahrhundert sich Philosophen nannten, lassen alle Gewalt nur vom Volke ausgehen. Sie sagen, alle, welche Gewalt im Staate ausüben, üben sie nicht als eine ihnen kraft des Amtes zukommende, sondern lediglich im Auftrage des Volkes und durch den Willen des Volkes aus. Manche, nicht alle, gehen noch weiter und sagen (freilich folgerichtig, aber irrig wegen der falschen Voraussetzung): daher könne auch diese Macht jederzeit, nicht

Volk“. Alle, welche hier ein Amt inne haben, auch alle, welche an die Spitze der Gewalt treten, werden durch den Willen und nach dem Gutachten des Volkes gewählt. So sind sie und so haben wir „eine Regierung von dem Volke, für das Volk und durch das Volk“. Durch die Volkswahl wird also zunächst der Gewaltinhaber bezeichnet; es wird die Person bestimmt, welche die Macht auszuüben hat. Und in dem Worte Lincolns wird treffend gesagt, in welchem Sinne die Gewalt geübt werden soll. Aber die Gewalt selbst wurzelt damit nicht im letzten Grunde allein im Volke! Eine Gesellschaft kann freilich gar nicht bestehen, ja, nicht einmal gedacht werden, in der nicht jemand die Bestrebungen aller derart leitet, daß aus vielen getriebenen ein einheitliches Ganzes wird. Jene, welche die bürgerliche Gesellschaft einfach von einer freien Uebereinstimmung der Menschen ausgehen lassen und in ihr den Ursprung aller Macht und des Staatswesens erblicken, nehmen an, ein jeder habe ein bißchen von seinem Rechte abgetreten, und so hätten die einzelnen einfach freiwillig sich unter die Herrschaft dessen begeben, der im Namen aller jene Rechte in ihrer Gesamtheit überkommen hat und in sich vereinigt. Das ist aber ein Irrtum und Fehler des modernen Denkens. Es ist ein großer Irrtum des Denkens, die offenkundige Tatsache außer acht zu setzen, daß der Mensch ja schon von Natur aus als ein Gesellschaftswesen geboren ist. Wären die Menschen von Anfang an jeder mit seinen Rechten auf sich selbst angewiesen und hätte jeder einzeln für sich gelebt, so wäre dann ja nie ein Staat zustande gekommen, eine Republik ebensowenig wie eine Monarchie. Nein, der Mensch ist eben anders geschaffen: schon vor jeder freien Willensentscheidung, vor jeder Rechtsbeanspruchung und Machtäußerung seinerseits, längst ehe er davon etwas abgeben konnte, ist er zum geselligen, nicht einsiedlerischen Leben geboren. Dem geselligen Leben liegt also von vornherein eine Bestimmung zugrunde, diese: daß es allen zum Nutzen gereichen soll, daß Ordnung und Recht herrschen soll. Gewiß, durch die Masse der zueinander gesellten Menschen (des Volkes) wird nun durch Wahl, durch Zustimmung, durch Vererbung u. s. w. jemandem die Regierung über sie alle zuteil. Was macht es da aber aus, ob ein Volk alle vier Jahre einen Präsidenten zum Oberhaupte wählt, oder ob ein anderes Erbfolge eingesetzt hat? Was verschlägt es, ob hier ein Volk eine Republik, dort ein anderes eine Monarchie haben will? Sind sie nicht beide die Zustimmung? Können sie nicht beide durch eine Verfassung ganz genau alle Machtbefugnisse ausdehnen oder beschränken, wie sie es für ihre Verhältnisse fürs Beste ansehen? Kommt aber

jederzeit, nicht nur wenn der Beamte untreu, sondern jederzeit durch den Willen des Volkes widerrufen werden. Nun ist ja freilich wahr: in einer Republik wie der unsrigen ist die Regierung eine solche „von dem Volke, für das Volk und durch das



Ein stinkes Torpedoboot bei der Ausfahrt aus dem Hafen.

bei dem einen wie dem andern nicht ungleich mehr darauf an, daß die Konstitution wirklich befolgt und heilig gehalten wird und daß kein Autokrat sich erhebt? So ist weder die Herrschaft eines einzigen, er sei Präsident oder Monarch, noch

auch die vieler, eines Ministeriums, eines Stadtrats, unangemessen oder ungebührlich, wenn die Ausübung der Macht nur eine gerechte ist und die allgemeine Wohlfahrt im Auge behalten wird. Die Macht selbst aber, ihr Urquell und Ursprung ist allein der, der die Menschen geschaffen und ihnen Gaben gegeben hat und sie nun als seine Mittel gebraucht! Und so behaupten und bekennen wir denn, daß die göttliche Weisheit es so geordnet hat, daß einige befehlen, andere gehorchen. Wir behaupten und bekennen, daß Kaisern und Königen die Gewalt vom Himmel gegeben ist, ebenso wie einem Präsidenten. Wir glauben, behaupten und bekennen: „Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott! Wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott geordnet. Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die ist von Gott geordnet.“ Dabei mag man immerhin, wie wir Amerikaner, einer Demokratie, oder, wie die Deutschen, einer Monarchie den Vorzug geben — das ist freies Belieben —: an dem Wesen der Rechtsgewalt, ihrem Ursprung, ihrem Zweck und ihrer Bestimmung ändert sich damit nichts. Aber weder in göttlichem noch menschlichem Rechte findet sich eine Begründung für die anmaßende, stolze, autokratische, despotische Sucht, sich die Aufgabe und Mission zu stellen, andere Länder und Völker, sogar im Namen der Humanität durch Krieg und Blutvergießen und Aufopferung der eigenen Volkswohlfahrt, demokratisieren zu müssen.

Warum und wozu führen wir Krieg?

Daß unsere Regierung (Präsident und Kongreß) den Krieg erklarte, dazu hat sie ein legales Recht, — sie trägt dafür aber auch die Verantwortung. Sogleich nach dem folgenschweren Schritte hat die Bundesgesetzgebung bedeutsame Maßnahmen ergriffen und in Beratung — Milliardenbewilligung, Alliiertenunterstützung, „Freiheits“-Anleihe, Steuererhöhung, Presszensur, Spionagebestrafung, Konfiskation, Truppenaushebung und Truppensendung nach Frankreich, Unterseebootbekämpfung u. s. w. —, aber man hat auch viel zu lesen und zu hören bekommen von den Pflichten loyaler Bürger, was sie alles zu tun und zu leisten haben. Besonders Felder und Gärten sollen bestellt werden, mit allen Vorräten soll jedermann sorgfältig haushalten. Wie behauptet worden ist (sogar von General Pershing), wir müßten nun jeden Mann der Alliierten erkennen, so ist angeraten worden, Kornbrot zu essen, damit Weizenvorräte nach drüben gehen könnten. Ist es nun an sich schon bedeutungsvoll, daß „im reichsten Lande der Erde“ solche Erlasse und Ratsschlüsse ausgehen, so ist es ebenso kennzeichnend, daß man doch immerfort rief: „America first!“ und trotzdem um die Notstände des Volkes, die habgierig gesteigerte Steuer, die Preistreiberien und den unerhörten Geiz und Wucher sich so viel wie gar nicht von Regierung wegen kümmert. In jedem Staatswesen, zumal in einer Demokratie — die noch dazu vorbildlich sein will —, und ganz besonders in Kriegs- und Steuerungszeiten haben aber nicht nur die Bürger, sondern auch die Regierenden Pflichten! Es ist hohe Zeit, daß sich das Volk das nicht aus der Erinnerung kommen läßt. Es geht ihm mehr und mehr das Licht auf, daß die Regierung ihren Bürgern, besonders den Armen gegenüber ganz gebieterische Pflichten hat. Je länger desto mehr fragt sich das amerikanische Volk: Warum und wozu dieser Krieg? Vater und Mutter sagen sich: Wir werden ermahnt, Kriegs-Bonds zu kaufen, unsere Söhne werden eingeschrieben, vielleicht ausgehoben und nach Frankreich gesandt, schwere Kriegssteuern kommen noch obendrein, wir wissen nicht, ob wir den Sohn je wieder sehen oder ob er auf fremder Erde verblutet und verscharrt wird, und sollen noch weiter mit Gab und Gut das Schlachten fördern — haben wir Landesbürger da gar kein Recht, zu erfahren, warum und wozu denn eigentlich Krieg geführt wird? In einer Rede bei der Einweihung des Roten Kreuz-Gebäudes zu Washington sagte der Präsident: „Ich glaube, daß das amerikanische Volk bis jetzt vielleicht kaum die Opfer und Leiden ermisst, die ihm bevorstehen. Wir dachten, daß das Maß derselben im Bürgerkriege ein unerhört großes war, aber im Vergleich zu dem Kampfe, in den wir nun hineingegangen sind, erscheint der Bürgerkrieg fast unbedeutend in seinen Verhältnissen und mit Bezug auf die Kosten an Gut und Blut.“ Und doch sagte er zugleich: „Das amerikanische Volk ist mit seinem Herzen in diesem Kriege, weil es glaubt, daß er eine Gelegenheit bietet, den Charakter der Vereinigten Staaten zum Ausdruck zu bringen. Wir selbst haben keine Beschwerden vorzubringen. Wir sind in diesen Krieg eingetreten, weil wir die Diener der Menschheit sind. Wir werden keinen Gewinn aus diesem Kriege annehmen. Wir führen ihn, weil wir an die

Grundlage glauben, auf welche die amerikanische Regierung gegründet ist.“ Sind das nicht verbüßende Worte? Darum ist die Tagespresse auch so stillschweigend daran vorübergegangen. Das amerikanische Volk hat „keine Vorstellung von den Opfern und Leiden“, die ihm bevorstehen, und doch geht die Regierung in diesen Krieg? Wir haben „keine Beschwerden vorzubringen“, und doch greifen wir zum Schwerte? Weil es uns „eine Gelegenheit bietet, den Charakter der Vereinigten Staaten zum Ausdruck zu bringen“? Was für einen Charakter? Und was soll das heißen: „Wir führen Krieg, weil wir an die Grundlage glauben, auf welche die amerikanische Regierung gegründet ist“? Das kann niemanden überzeugen. Wann hätte denn Deutschland uns je verwehrt, daß wir unsere Regierung ganz nach unserem eigenen freien Belieben einrichten? Hat es nicht vielmehr noch jetzt fünfmal nacheinander amtlich erklärt, trotz der amerikanischen Kriegserklärung keinen Krieg gegen Amerika führen zu wollen? Und wozu, zu welchem Zwecke greifen wir zu den Waffen? Der Präsident sagt: „Wir werden keinen Gewinn aus diesem Kriege annehmen.“ Ei, warum und wozu, fragt man nun erst recht, bringen wir dann solche Opfer und tragen solche Leiden, gegen die der Bürgerkrieg „unbedeutend an Gut und Blut“ sein soll? Kongreßmann Heflin von Alabama richtete daher einen Brief an den Präsidenten und bat um Aufschluß. Ihm antwortete Herr Wilson brieflich am 22. Mai: „Es ist mir unbegreiflich, wie ein freimütiger oder ehrlicher Mensch meine Stellung in Bezug auf den Krieg und seine Ziele bezweifeln kann. Ich habe wieder und wieder die sehr ernsten und lange bestehenden Nebelkanten, welche die kaiserliche deutsche Regierung gegen die Rechte, den Handel und die Bürger der Vereinigten Staaten verübte, dargestellt. Die Liste ist lang und überwältigend. Keine Nation, die sich selbst oder die Rechte der Menschheit respektiert, könnte diese Unrechthandlungen länger ertragen haben.“ Aber, können wir dann die Untaten Englands, die heides vorher und in größerer Anzahl gegen die Rechte, den Handel und die Bürger unseres Landes geschehen sind, ruhig hinnehmen? Der Präsident schließt: „In unserem Herzen ist kein Haß gegen das deutsche Volk, aber der feste Entschluß, die Vorwände der autokratischen Regierung zu vereiteln, welche Ziele verfolgt, in die das deutsche Volk niemals eingewilligt hat.“ Hat aber das deutsche Volk selbst nicht seine Loyalität ganz anders aufgefaßt? Gaben seine Vertreter im Reichstage, in Wort und Schrift diese Unterschlebung nicht widerlegt? Beweist das deutsche Volk es denn nicht, daß es für seine Existenz und Kaiser und Reich bereit ist, im letzten Graben zu sterben, Mann, Weib und Kind, ehe es zugibt, daß eine auswärtige Nation ihm diktiert? Der Präsident schreibt sogar noch: „Ich kann mir keine Abicht denken, indem man diese Sache zu verbunkeln sucht, außer den Zweck, die Hände der Regierung zu schwächen.“ Nein, kein einziger redlicher Bürger wird in einem gerechten Kriege die Regierung zu lähmen suchen, im Gegenteil, mit Gut und Blut werden alle in flammendem Mute fürs Vaterland einsteigen! Nie hat die Wahrheit den Bürgern böse Absichten eingebracht! Darum sage man uns endlich wahr und klar: Warum und wozu führen wir diesen Krieg? Das Volk, das unerhörte Opfer bringen soll, hat das Recht, die wahren Gründe und Ziele des Krieges zu erfahren, und die Regierung hat die Pflicht, vollste Aufklärung zu geben. Sollen wir England retten? Als die Kriegserklärung erfolgte, hieß es, die Regierung wisse mehr von der wahren Sachlage; hätte der Präsident am 2. April dem Kongreß gesagt: „Wir haben keine Beschwerden“, hätten wir dann heute Krieg? Aber „wir sind die Diener der Menschheit“, erklärt er jetzt. Seit wann dient man der Menschheit durch Krieg? Bisher hat es geheißen: „Selig sind die Friedensfertigen!“ Sollen wir England retten und darum Gut und Blut opfern, so daß der Bürgerkrieg unbedeutend dagegen wird?

Reichskanzler lehnt Erörterungen ab.

In einer der stärksten Reden, die er seit Kriegsbeginn vor dem Reichstage gehalten, lehnte Kanzler v. Bethmann-Hollweg am 15. Mai eine Erörterung der deutschen Kriegsziele und Friedensbedingungen kategorisch ab, und Dr. Spahn gab, im Namen des Zentrums, der Nationalliberalen, der Fortschrittspartei und der Reichspartei, mit kräftigen Worten dem Vertrauen des deutschen Volkes auf seine Führer Ausdruck. Die Zeit, sagte der Kanzler, sei nicht reif für Friedensgerede. Er werde, wie die letzten zwei Jahre hindurch, so auch weiterhin allen Versuchen, ihn zum Reden über die deutschen Kriegsziele zu zwingen, widerstehen. Er habe vor dem

deutschen Reichstage schon alles gesagt, was er über diesen Punkt sagen könne. An diesen Grundzügen, die auch in dem Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 klaren Ausdruck erhalten hätten, habe die Regierung bislang unverbrüchlich festgehalten und werde weiterhin festhalten. Sie sei darin eines Sinnes mit ihren Verbündeten, und er wisse, daß das deutsche Volk mit ihm sei. Er werde sich weder von den Sozialistenführern noch von dem Drängen der Konventionen von seinem Wege abbringen lassen. „Die Sache liegt so: Soll ich unseren westlichen Feinden sofort eine Versicherung geben, die es ihnen ermöglicht, den Krieg auf unbestimmte Zeit ohne Gefahr des eigenen Verlustes fortzusetzen? Soll ich das Deutsche Reich nach allen Richtungen durch eine einseitige Formel festnageln, die nur einen Teil der Gesamtfriedensbedingungen enthält und die auf Erfolge verzichtet, die durch das Blut unserer Söhne und Brüder errungen worden sind, und die alle anderen Angelegenheiten in der Schwebelasse läßt? Nein, solche Politik werde ich nicht verfolgen! Das würde die gemeinste Undankbarkeit für die Heldentaten unseres Volkes an der Front und daheim sein. Es würde unser Volk für immer bis zum geringsten Arbeiter in seiner ganzen Lebenshaltung heruntersinken. Es würde gleichbedeutend mit der Auslieferung der Zukunft des Vaterlandes sein. Oder sollte ich, auf der anderen Seite, ein Eroberungsprogramm bekannt geben? Ich weigere mich dessen. Wir haben den Krieg nicht begonnen und wir stehen jetzt fast gegen die ganze Welt im Kampfe, nicht um Eroberungen zu machen, sondern einzig und allein, um unsere Existenz zu sichern und die Zukunft der Nation fest zu gründen. Ein Eroberungsprogramm hilft ebensowenig wie ein Versöhnungsprogramm, wenn es darauf ankommt, den Sieg und den Krieg zu gewinnen!“ Dann kam er auf Rußland und die militärische Lage zu sprechen und sagte: „Wenn Rußland weiteres Blutvergießen vermeiden will und für sich auf alle gewaltsamen Eroberungspläne verzichtet, wenn es dauerhafte Beziehungen des friedlichen Lebens Seite an Seite mit uns wiederherzustellen wünscht, dann ist es selbstverständlich, daß wir diesen Wunsch teilen und daß wir keine Forderungen stellen werden, welche mit der Freiheit der Nationen nicht vereinbar sind und in der russischen Nation den Keim der Feindschaft pflanzen. (Lauter Beifall.) Unsere militärische Lage ist seit Beginn des Krieges niemals so gut gewesen wie jetzt! Der Feind kann im Westen trotz der schrecklichen Opfer, die er bringt, nicht durchbrechen. Unsere U-Boote operieren mit immer größerem Erfolge. Ich will keine schönen Worte über die U-Boote verlieren. Ihre Taten sprechen für sich selbst. Ich denke, sogar die Neutralen werden das zugeben. Soweit es mit der Pflicht gegen unser eigenes Volk, das natürlich zuerst kommt, vereinbar ist, müssen wir die Interessen der neutralen Staaten berücksichtigen. Die Konzeptionen, die wir ihnen gemacht haben, waren keine leeren Versprechungen. Dies ist der Fall mit Bezug auf unsere Grenzgebarn Holland und Skandinavien, aber auch mit Bezug auf diejenigen Staaten, die infolge ihrer geographischen Lage dem feindlichen Druck ganz besonders ausgesetzt sind. Ich denke in diesem Zusammenhang besonders an Spanien, das, seinen edlen Traditionen getreu, unter großen Schwierigkeiten versucht, seine unabhängige Neutralitätspolitik zu erhalten. Wir erkennen diese Haltung dankbar an und haben nur den einen Wunsch, daß das spanische Volk den Lohn seiner starken, unabhängigen Politik durch weitere Entwicklung seiner Macht erhalten möge. Die Zeit ist also auf unserer Seite! Mit vollem Vertrauen können wir darauf rechnen, daß wir uns einem zufriedenstellenden Ende nähern. Dann wird die Zeit kommen, wo wir mit unseren Feinden über unsere Kriegsziele verhandeln können, über die ich übrigens mit der Obersten Seeresleitung in vollem Einverständnis bin. Dann werden wir einen Frieden erlangen, der uns instand setzt, das Wiederaufzubauen, was der Krieg in der unbehinderten Entwicklung unserer Stärke zerstört hat, so daß aus all dem Blut und all den Opfern ein Reich, ein Volk sich wieder erhebt, stark, unabhängig und unbedroht von seinen Feinden, ein Bollwerk des Friedens und der Arbeit!“

Das kriegsmüde Rußland.

Das erste Kabinett der neuen russischen Republik, mit Miljukoff als leitendem Geiste, ist bereits in die Brüche gegangen. Ein Koalitionsministerium versucht nun, aus dem inneren Chaos Ordnung zu schaffen. Diese neueste Umwälzung bedeutet einen gewaltigen Sieg der sozialistischen Richtung: in dem neuen Kabinett sitzen nämlich unter 14 Ministern 6 Sozialisten, die somit als geschlossenes Ganzes bei jeder Frage, in der die übrigen Parteigruppen nicht fest

zusammenhalten, den Ausschlag geben. Zwar hat diese neue Regierung, mit Kerensky als Führer, alsbald durch ihre Sprachprohre im Auslande verkündigen lassen, daß sie auf keinen Fall an den Abschluß eines Sonderfriedens mit Deutschland denke, — denn dann verließen Englands und Amerikas Geldspenden, — sondern entschlossen sei, den Krieg, so gut es gehe, fortzuführen; es fragt sich jedoch, wie weit die Macht der neuen Minister reicht. Die Sozialisten, Soldaten, Arbeiter und Landbevölkerung sind ausgesprochen für Frieden, und auf den Kriegsführer Kerensky sind bereits zwei verunglückte Attentate gemacht worden. Das rasche Zerbröckeln des ersten Ministeriums, der Rücktritt des Oberkommandierenden Brusilow und anderer Generale (Gourko, Alexieff), der fast gänzliche Stillstand der Kämpfe an der Ostfront, die Verbrüderung der russischen Soldaten mit dem Feinde, das vergebliche Bemühen, die alte Disziplin im Heere wieder herzustellen, die Eigenmächtigkeit, mit der die Soldaten sich über die Befehle der Regierung und ihrer unmittelbaren Vorgesetzten hinwegsetzen, sind nicht mißzuerstehende Zeichen. Das Volk hat vom Kriege genug; daher erklärt auch bereits das neue Kabinett, daß, während es gegen einen Separatfrieden sei, es sich doch die Wiederherstellung des allgemeinen Friedens, und zwar eines Friedens ohne Annexion und Kriegsschädigung, zum Ziele gesetzt habe, denn Rußland werde nicht zulassen, daß Deutschland die westlichen Alliierten vernichte (1). Auf einer Konferenz der Vertreter des Arbeiter- und Soldatenverbandes erklärte der Vorsitzende Tschcheidt, daß die Frage über Krieg oder Frieden einzig und allein vom Volke zu entscheiden sei; der von der Regierung bereits angekündigte Verzicht auf alle Eroberungen sei bloß der erste Schritt, der zweite müsse die Revision aller Verträge sein, die von den kriegsführenden Koalitionen geschlossen wurden. Das ist deutliche Sprache. Zu alledem kommt eine große Teuerung und der Hunger der Volksmassen. Alle Anzeichen deuten daraufhin, daß das russische Volk genug mit sich selbst zu tun hat und den Frieden herbeiführen wird. Das frühere Zarenreich birgt eine so bunten Menge von Nationalitäten, die überdies nicht, wie diejenigen Amerikas, untereinander gemischt sind, sondern getrennt wohnen und daher einander um so fremder gegenüberstehen, daß es nicht ersichtlich ist, wie sie unter republikanischer Staatsform zu einem Ganzen zusammengeschießt werden können. Finnland trägt sich denn auch schon stark mit Trennungsgedanken. Aber gerade diese Zerbröckelung schließt die Gewähr für den kommenden Frieden ein. In diesem Sinne sind auch die Unpfehlungen des deutschen Reichskanzlers zu verstehen. Wird die Expedition Erich Roos, die jetzt nach Rußland eilt, den Gang der Ereignisse abwenden? Kaum mit vielen Millionen!

Die „siegenden“ Unterliegenden.

Als Englands und Frankreichs Vorkommnisse hier waren, „siegten“ tagtäglich die Franzosen und Engländer. Seither sind alle ihre Angriffe zerbrochen: bei Bellecourt, Croisilles und Fresnes holten sich die Briten blutige Köpfe, und fünf französische Angriffe an der Aisne, bei Bary, La Neuville, Brahe, Mauroy, Craonne und Craonne, wurden für sie verlustreich zurückgeschlagen. Die Deutschen nahmen im Mai 5,000 Gefangene und viele Maschinengewehre, eroberten mehrere Stellungen und schossen zahlreiche Flugzeuge ab. Frankreichs Offensive war so erfolgreich, daß General Ribelle, der Oberbefehlshaber, vor drei Monaten als „Retter Frankreichs“ gepriesen, durch General Petain ersetzt wurde. Dessen erste Amtshandlung bestand darin, amerikanische Truppen für Frankreich zu fordern. Seit eine italienische Vorkommnisse, mit Prinz Udine an der Spitze, hier eintraf, die naiv zugeföhrt: „Die Alliierten wären zusammengebrochen, hätten die Vereinigten Staaten ihnen nicht Hilfe gebracht“, hat die italienische Seeresleitung eine gewaltige Offensive gegen Triest unternommen. Siege auf Siege wurden gemeldet, 30,000 Oesterreicher wurden gefangen genommen, denn die Kommission hoffte, ebenfalls bald melden zu können, daß sie erfolgreich gefochten; aber vor Triest trat bald wieder Regenschirmwetter ein, die Italiener verbluteten sich, und die Oesterreicher machten 13,000 Gefangene. In der Straße von Otranto aber kam es zu einer Seeschlacht, und die österreichische Flotte versenkte 23 Schiffe des Feindes: 20 bewaffnete Wachtschiffe (britisch-italienische Drifter), 2 Zerstörer und den britischen Kreuzer „Dartmouth“. Kaum hatte Lloyd George verkündigt, die Tauchbootgefahr sei bedeutend eingeschränkt, wahrscheinlich meinend, daß man mit dem Verschweigen der Schiffsverluste besseren Erfolg habe, so ertönte aus Paris der Notschrei, in zwei Monaten seien an 3,000,000 Tonnen Schiffe

versenkt worden. Ein nasses Grab fanden die großen Dampfer „Transsylvania“ (14,500 Tonnen), „Cameronia“ (11,000), „Gigland Corrie“ (7,580), „Colbert“ (französisch, 5,400 Tonnen), „Thraja“ (2,800) und „Glonia“ (2,900, amerikanisch, mit einer Ladung im Werte von \$2,250,000). Verhängnisvoll war ein Luftangriff der Zeppeline an der Südküste Englands; 76 Menschen wurden getötet, 174 verletzt und großer Sachschaden angerichtet. Schon seit dem 4. Mai operieren effiziente amerikanische Torpedoboote in englischen Gewässern.

Meldepflicht am 5. Juni.

Denkwürdig in der Geschichte unseres Landes bleibt der 5. Juni. An diesem Tage mußten laut des neuen Konstriptionsgesetzes alle Männer der Vereinigten Staaten, welche ihren 21. Geburtstag erreicht und ihren 31. noch nicht erreicht haben, sich für den Kriegsdienst einschreiben lassen, bei Androhung von Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre für Versäumnis. Die Werbung um Freiwillige für den Krieg in Europa hatte ganz und gar nicht den Erwartungen entsprochen, daher drang der Präsident auf selektive Konstription (auswählende Aushebung), und der Kongreß nahm schließlich, nachdem ein Komitee beider Häuser nach eifrigen Beratungen alle Meinungsverschiedenheiten ausgeglichen, mit großer Mehrheit (im Senat mit 65 gegen 8 Stimmen) das Zwangswehrgesetz an. Eine Vollmacht aber, für den Raubreiter Roosevelt ein unabhängiges Kommando zu schaffen, lehnte der Präsident sofort, als er das neue Gesetz unterschrieb, ab. Herz, sagte dich, Schmerz, laß nach, Wehmut, schweige! O, was wäre der Tag glorreich denkwürdig gewesen, da der milde gloriosus in Paris eingeritten und alle Boulevards und Apachenlager im Sturme genommen hätte! Und was für Siegesberichte wären dann erst aus den englischen und französischen Gräben täglich nach dem alle Nachrichten kornbrotheiß verschlingenden Amerika gemeldet worden! Ob dann nicht sogar auch noch Kavallerie-Unterstände erfunden worden wären? Schade, es war so schön gewesen, es hat nicht sollen sein! Der Präsident erließ sofort die nötige Proklamation für den 5. Juni. Der Tag soll aber nicht nur von den Meldepflichtigen, sondern zugleich von allen Bürgern als ein Wendepunkt in der Geschichte, ja, als ein Feiertag betrachtet werden. So glatt wie gedacht wird kaum alles ablaufen, an manchen Orten machte die Unzufriedenheit schon vorher Verhaftungen nötig. Uebri-gens werden die Heerpflichtigen nicht vor dem 1. September unter Waffen gerufen werden, weil die Felder bis dahin ihrer viele bedürfen, und weil es vorläufig an Waffen mangelt. Als erste Division wird aber nun doch in Wäldern, wie es heißt, General Pershing mit Regulären (etwa 28,000 Mann, nämlich neun Regimentern Infanterie, drei Artillerie, einem Kavallerie, einem Pioniere, zwei Flugzeuggeschwadern und Lazarettabteilung) nach Frankreich gehen.

Amerikas große Freiheits-Anleihe.

So rühmig es gegenwärtig in allen Regierungsabteilungen zugeht, ist doch das Bundessekretariat das geschäftigste unter ihnen. Erst hatte man zuversichtlich geglaubt, die Freiheits-Anleihe werde bedeutend überzeichnet werden, dann aber erklang die Warnung, das Volk solle sie doch nicht zu einem Fehlschlag werden lassen, sondern jeder sein Scherflein („bit“) dazu beitragen. Es wurde eine regelrechte Kampagne veranstaltet, durch die Presse, auch die Geistlichkeit, das Volk zu überzeugen, daß die Regierung auf die Unterstützung aller Klassen rechnet, ja, Staatssekretär McAdoo unternahm persönlich eine Rundreise durch den Mittelwesten, und überall erscholl das Feldgeschrei: „In jedes Heim einen Bond!“ Es mag manchem seltsam erscheinen, daß dieses reichste Land der Welt es überhaupt nötig hat, an seine Bürger eine derartige Mahnung zu richten, wenn es eine Regierungsanleihe auflegt. Ein Regierungsbond ist doch sicherlich die beste und begehrteste Geldanleihe, die es überhaupt geben kann. Und daß zum Kriegsführen Geld, Geld und nochmals Geld gehört, weiß man auch, zumal für einen Krieg jenseits der See! Die Regierung bewilligte daher flugs für das Riesenunternehmen eine Riesensumme: \$7,000,000,000. Davon sollen \$2,000,000,000 durch vermehrte Steuern und \$5,000,000,000 durch Bonds aufgebracht werden, von den Bonds werden indes fürs erste nur \$2,000,000,000 zur Zeichnung aufgelegt. Das ist freilich schon ein schönes Stüm-mchen, aber der Nationalreichtum des Landes wird ja auf über \$200,000,000,000 beziffert. Und doch, — der kleine Mann soll zunächst vortreten! Es scheint genau zu gehen wie bei den Anwerbungen: die Reichen wollen den Armen den Vortritt nicht streitig machen! Jubel herrschte allerdings, als Rockefeller \$5,000,000 zeichnete, aber

die zehnfache Summe wäre als sein Anteil nicht zu viel gewesen, und seinem Institut schenkte er gleichzeitig \$25,000,000. Ist es zu verwundern, daß sich der kleine Mann fragt, warum bei den Zeichnungen der „Liberty Bonds“ nicht bei Wall Street, Morgan, den Munitionslieferern und allen Millionären angefangen wird, die am Kriege längst sich gemästet haben? Es ist erklärlich, daß gar man-cher nicht seine Spargroschen für einen Bond hergibt, um hernach auszufinden, daß die Steuervorlage, die im Kongreß noch immer beraten wird und hinterdrein kommt, ihm noch erst recht ein Pflaster auferlegt, das er bezahlen muß. Es ist erklärlich, daß der Bürger, wenn er nun Geld hergeben soll, endlich genau wissen will, warum und wofür Krieg geführt wird. Vom konstitutionellen, geschäftlichen, politischen und militärischen Standpunkte ist es die einzig richtige Strategie, all unser Geld und unsere Arbeit daheim zu verwenden, unser Heer und unsere Flotte hier an ihrer natürlichen Basis bereit zu machen und so Deutschland oder irgendeine andere kriegslustige Nation zu zwingen, wenn sie mit uns kämpfen will, zu uns zu kommen und zu versuchen, wie ihm unser Granit schmeckt.

Der allergrausigste Lynchmord:

Ist es möglich, muß man sich fragen, daß Menschen so etwas tun können, — Menschen eines Staatswesens, das jetzt für die „Humanität“ und gegen „Autokratie“ das Schwert zieht? Denn etwas Grauenhafteres als die Negerverbrennung zu Memphis, Tenn., kennt selbst die grausige Geschichte der Lynchmorde nicht. Das haben „Amerikaner“ getan, kein gewöhnlicher Pöbel, sondern vornehme Leute, Bewohner einer Stadt des Südens, die als ein Hauptbildungs- und Handelsort gilt. Tausende strömten zusammen, Männer, Frauen, Mädchen, Kinder, zu Fuß und in Autos, Geschäfte hatten ihren Ange-stellten freigegeben, um dem Schauspiel beizuhören zu können. Der Scheriff und seine Mannen, denen man den Unglücklichen abgenommen hatte, wurden mit Revolvern und Flinten zurückgetrieben, und dann schnitt die entmenschte Motte dem Neger, der, angeblich mit zwei Helfershelfern, ein Mädchen Viehisch schauerlich umgebracht haben soll (jetzt aber als unschuldig erwiesen), die Ohren ab, riß ihm die Finger aus, trankte ihn ein mit Öl und verbrannte ihn auf dem Scheiterhaufen, und Lieder singend umtanzte die Menge die Schau-erstätte. Wahrlich, wir haben alle Ursache, uns über europäische Kriegsgreuel aufzuregen! Wo bleibt hier die sittliche Entrüstung der Oberen, die Bestrafung der Unmenschen? Eher werden noch die Scheusale, die einen Menschen, und wenn es auch ein greulicher Ver-brecher war, der Obrigkeit entreißen und ihn langsam zu Tode schmo-ren, in der Presse als Helden hingestellt! Und da will unser Land eine „Kulturaufgabe“ gegen den deutschen Kaiser erfüllen? Es ist wahrlich Zeit, daß zuallererst endlich gegen die immer schrecklicher sich gestaltenden Lynchmorde Krieg geführt werde!

Tornados zur Pfingstzeit.

Der Mensch hat der Natur manch ein Geheimnis abgelauscht. Er hat sogar eine ihrer stärksten Gewalten in Fesseln geschlagen und macht sie sich dienstbar durch den Druck auf einen Knopf. Aber andere Gewalten spotten seiner Ohnmacht. So viel er auch über die atmosphärischen Ursachen der Tornados zu wissen vermeint, er kann ihre Bahn nicht vorhersehen, ihren Kurs nicht ablenken, ihrem Wüten nicht entfliehen. Selbst Sturmfeller, längst in unmittelbarer Nähe des Hauses in die Erde gegraben, sind oft vor dem plötzlichen Hereinbrechen des entfesselten Wetters nicht erreichbar. Es ist des Menschen lähmende Ohnmacht, die ihm die rasende Windsbraut zu einem so unheimlichen Schrecken macht. Und nachdem der Tornado vorüber, muß die helfende Hand sich regen: die Toten unter Trümmern suchen, die Verletzten pflegen, die Heimlosen bergen und spei-sen. Pfingsten war es, da geschah schnell ein Brausen vom Himmel: am 25., 26. und 27. Mai gingen die Wetter nieder über Kansas und Arkansas, Illinois und Indiana, Kentucky und Tennessee. Vor 21 Jahren war St. Louis vom Cyclon heimgesucht worden. Ueber 240 Personen sind durch diese in sechs Staaten aufgetretenen Tornados getötet, über 1,200 schwer verletzt, viele Tausende zu Bettlern ge-worden, blühende Orte in Trümmern verwandelt, und ein Schaden von über \$8,000,000 ist angerichtet. Am schlimmsten betroffen wurden Andale und Newton in Kansas, Mlytheville in Arkansas, Dublin in Kentucky, Dyersburg in Tennessee, Hebron, Kouts und Valparaiso in Indiana, besonders aber Mattoon und Charleston in Illinois. Da sind zur Kriegszeit gleichsam Kriegsstätten im eigenen Lande, und der Humanität, besser Nächstenliebe, wird ein näher lie-gendes Feld zugewiesen.

Die Tauchbootbekämpfung.

Die Jagd auf Unterseeboote — das ist das große, alle Gemüter bewegende Thema geworden.

Um das Submarin oder Tauchboot dreht sich ja auch die ganze ernst zugespitzte Streitsache zwischen den Vereinigten Staaten und

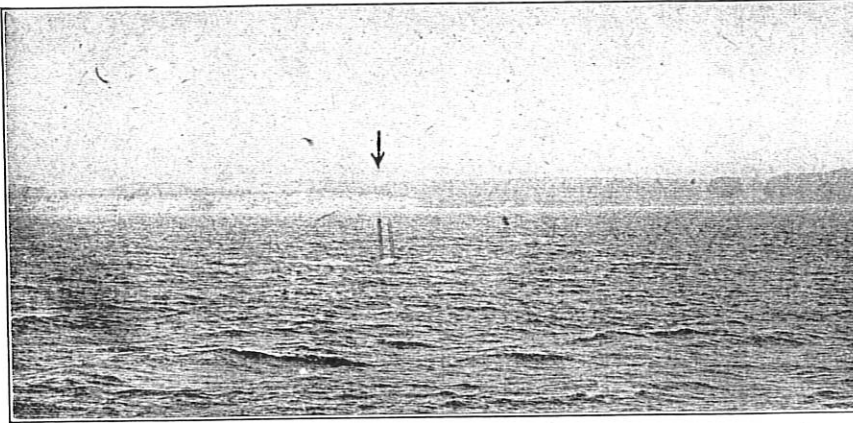
Deutschland. Unter dem Völkerrechte (internationalen Gesetz) ist jedes Schiff, das Bannware (Konterbande) führt, haftbar, mit andern Worten: ein amerikanisches Schiff, das der einen Kriegspartei Banngut bringt, darf von dem andern

Kriegführenden genommen und in einen seiner Heimathäfen geschleppt werden. Kann das nicht ohne eigene Gefahr geschehen, so darf es versenkt werden. Die einzige Bedingung aber, die der Angreifer dann zu erfüllen hat, ist nach dem Völkerrechte diese, daß er die gefährdeten Menschen rettet. Nun ist jedoch das Tauchboot ein sehr kleines Fahrzeug und kann nicht Passagiere und Mannschaft eines versenkten Dampfers aufnehmen. Bis zu diesem Punkte stimmen beide Amerika und Deutschland in Grundsatz und Praxis überein, von hier an aber gehen ihre Wege auseinander, und Amerika erklärte Deutschland darüber den Krieg.

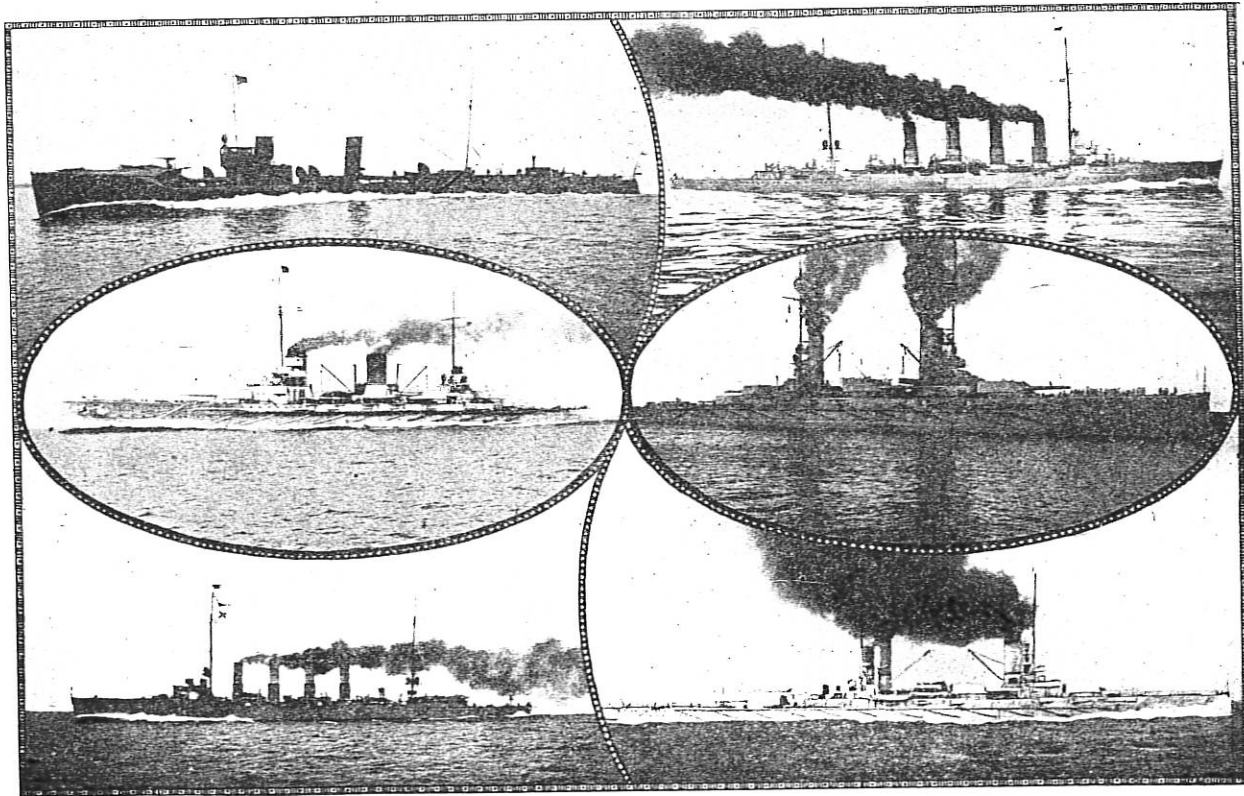
Die Washingtoner Regierung und selbstverständlich England fordern, daß Deutschland den Tauchbootkrieg, eben weil die Submarine die Rettung der Menschen nicht übernehmen können, einstelle. Deutschland hingegen sagt, daß Mannschaften

und Reisende gar nicht in die Gefahrzone sich wagen sollen, weil sie längst wissen, daß das Submarin ihnen keine sichere Rettung versprechen kann; ferner, weil das Submarin als ein neues Kriegsinstrument gar nicht im Völkerrecht berücksichtigt werden konnte, stehe es überhaupt nicht unter dem internatio-

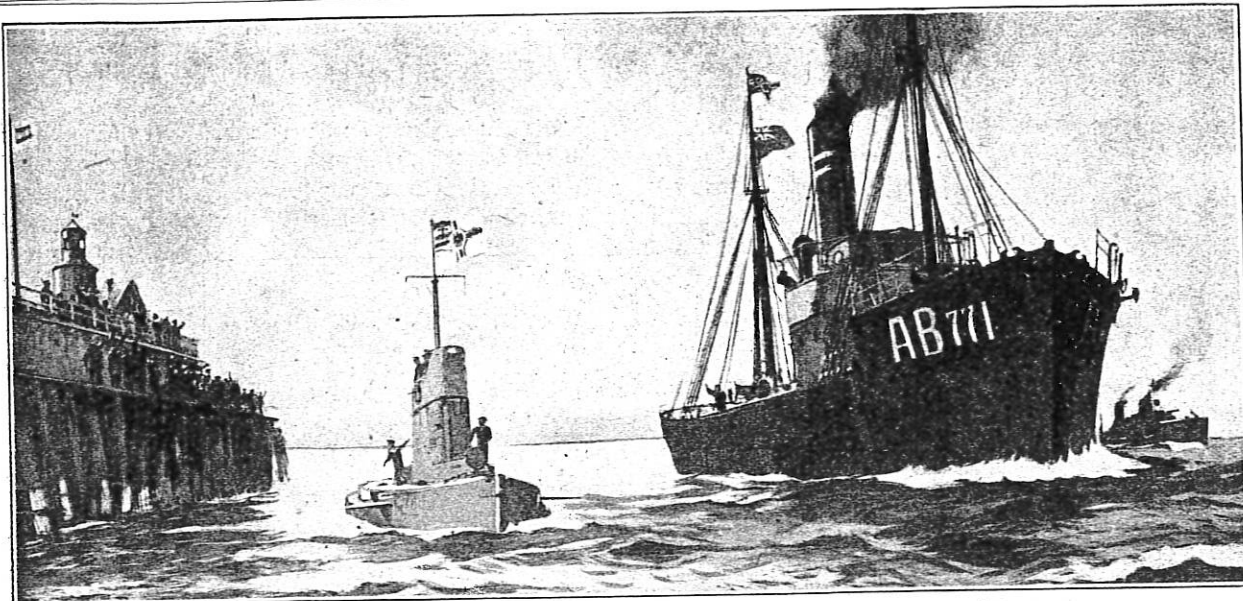
nalen Gesetz, zumal dieses die ganz ausdrückliche Bestimmung enthält, daß die Erfindung und Benutzung eines neuen Kriegsinstruments derjenigen Macht, die es erfand, nach Belieben zustehe. Besonders hebt Deutschland noch hervor, daß es mit seinen Tauchbooten Vergeltung übe gegen die geschwidrigen, das Völkerrecht aufhebenden Handlungen Englands; und das Gesetz der Wieder Vergeltung, ein Teil des internationalen Rechts, gestatte ausdrücklich einer Macht, so weit Vergeltung zu üben, wie der Verstoß der andern Macht gegen das Völkerrecht ausmacht. Deutschland behauptet, England habe offene Meere



Nur das Periskop (Schrohr) sichtbar.



Verschiedene Typen von Schlachtschiffen.



Ein englischer Trawler wird von einem Submarin eingebracht.

gesperrt, Minen gelegt, sogar schwimmende Minen, die in ihrer Wesensart gar keinem Schiffe Warnung geben und daher eine weit größere Verletzung des Völkerrechts sind; England unterhalte ferner eine gefahrwidrige Schiffsblockade, habe die Londoner Deklaration ausdrücklich umgestoßen und suche erklärmaßen die ganze Zivilbevölkerung Deutschlands auszuhungern. Dann, noch vor der neuen Verschärfung des Tauchbootkrieges, habe England alle Handelsschiffe bewaffnet; da, sagt Deutschland weiter, sind sie tatsächlich zu Kriegsschiffen geworden,

denn ein friedliches Schiff, das mit Kanonen bestückt werde, sei stärker als ein dünnwandiges Tauchboot; keine Warnung aber werde einem Kriegsschiffe gegeben, noch seine Besatzung geschont.

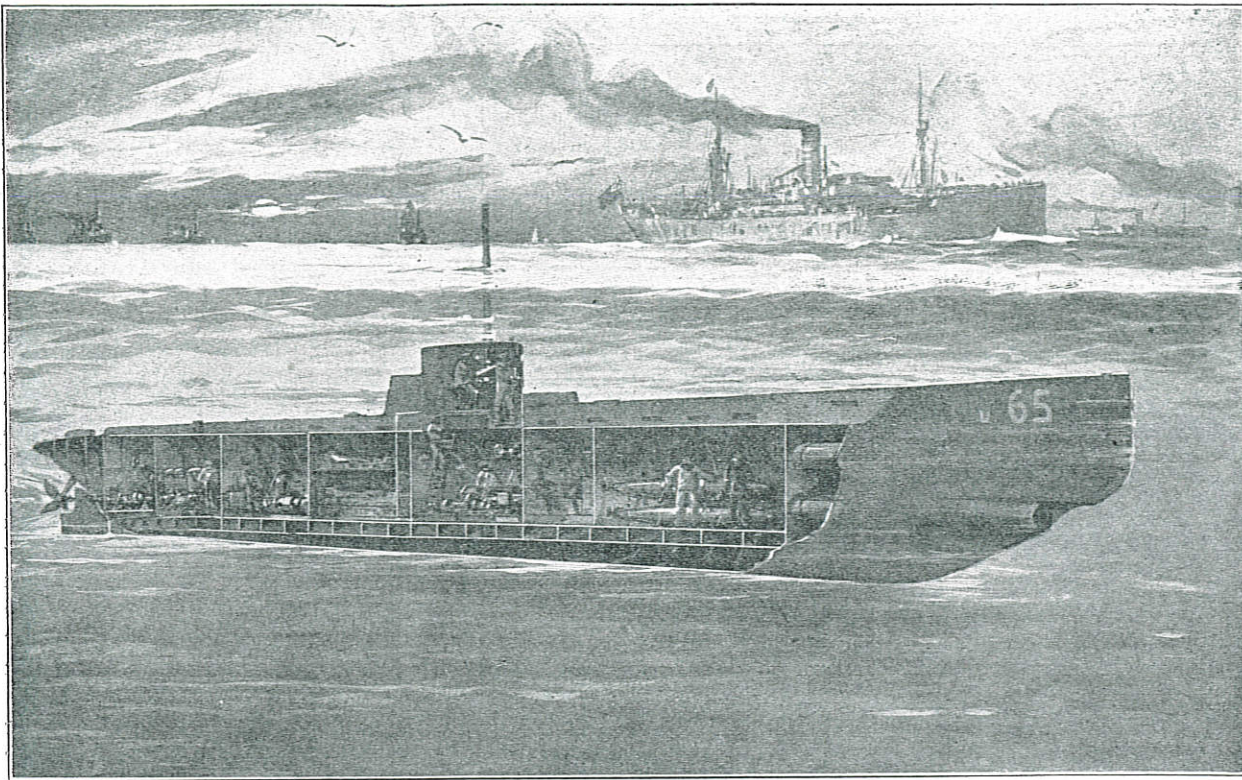
Das ist in kurzen, sachlichen Worten der Stand der Streitfrage in betreff des „ruchlosen“ Submarins. Dennoch bauen die Mächte allesamt fortwährend neue „ruchlose“ Submarine, und Onkel Sam steht damit beileibe nicht hintenan. Freilich fehlt allen ihren Submarinen die deutsche Vervollkommenung. Sie können nur kurze Tauchversuche machen, wie die Enten, und bleiben mitunter ganz und gar bei den Fischen.

Aber, wollen wir nach der Liebe etwa annehmen, daß die Alliierten, wenn sie die deutschen Tauchboote oder gleichwertige besäßen, sie unbenutzt liegen ließen? Wollte Amerika sich so etwas weismachen? Ei, längst, längst gäbe es kein einziges neutrales Schiff mehr auf hoher See!

Nun aber, da Deutschland seit dem 1. Februar bewiesen hat, daß es in seinen Tauchbooten eine Waffe besitzt, die den Feinden, besonders England, den Garaus zu machen droht, nun sinnt jeder erfinderische Kopf der Entente und besonders auch in Amerika, dem die Alliierten jetzt mit rührender Vorliebe die große Hauptaufgabe des Krieges zuweisen möchten, auf Mittel und Wege der Tauchbootbekämpfung. Vorschläge sind schon viele erwogen, Erfindungen bereits in Menge geprüft worden. Bekannt wurde namentlich der Vorschlag, viele kleine hölzerne Schiffe zu bauen und über den Ozean zu senden. Aber er ist, mochte er erst noch so plausibel scheinen — weil Holzschiffe leichter ein Loch verstopfen können als Stahlschiffe, und weil die Kosten der vielen zu ihrer Bekämpfung benötigten Torpedos Deutschland erschöpfen würden — gar bald wieder fallen gelassen; denn umgekehrt wurde zunächst ein Schuh daraus: die hohen Holzpreise machten die Sache zu kostspielig. Ein anderer Vorschlag ging dahin, die Stützpunkte der Unterseeboote zu zerstören, vor allen Zeebrügge. „Die Engländer sollen nur



Der Torpedo kommt!



„Man an den Feind!“ Getauchtes Unterseeboot, die Mannschaft bei der Arbeit veranschaulichend.

kommen," sagte Admiral v. Capelle, „sie werden auf Granit beißen." Hoffnungsvoll ist eine amerikanische Sonderkommission, die den Auftrag hat, eine Erfindung zustande zu bringen, welche das Tauchboot vernichtet, nun an der Arbeit, doch von den 500 befehlenden Wundermitteln hat, soviel man weiß, noch keins die Anforderung erfüllt. Nach wie vor bedient man sich daher bei der Bekämpfung der Tauchboote dreier Hauptmittel: des Torpedobootes, der Stahlsneke und der Jagd- oder Motorboote.

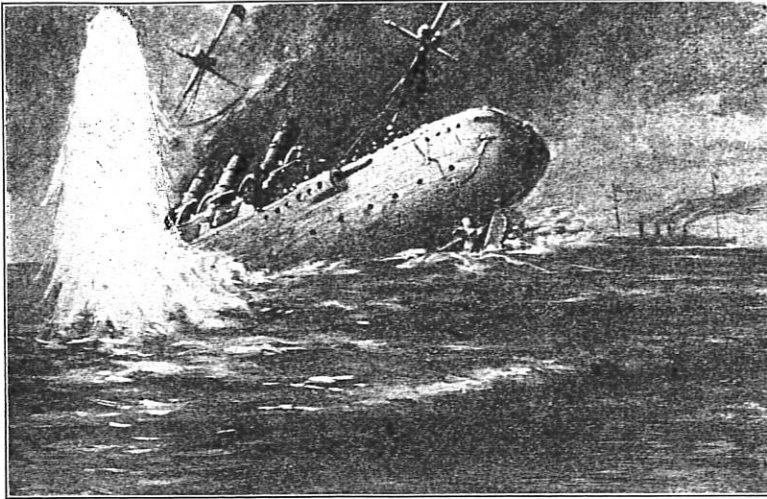
Der Kampf der Torpedoboote gegen die Submarine ist sicherlich einer der interessantesten und merkwürdigsten. Hingebung und Ausdauer führen ihn; doch die Gabe, die den Kommandanten am meisten auszeichnen muß, ist der Scharfsinn. Man muß die List des feindlichen Tauchbootes erkennen, beinahe riechen können. Es ist ein Problem mit vielem Unbekannten. Aber das Unterseeboot kann ja nicht fortwährend (wenn auch stunden- und tagelang) unter Wasser bleiben: es muß sich doch hin und wieder verproviantieren, und die elektrische Kraft ist wie die menschliche Widerstandskraft nicht unerschöpflich. Die Jagd ist also bei den Verproviantierungsstellen am ergiebigsten, sie muß jedoch dort wie auf See wie ein Sport ausgeübt werden. Ein Unterseeboot, das weiß, daß es verfolgt wird, hat den größten Teil seines aggressiven Wertes verloren, und wenn es gar gezwungen wurde, lange Zeit unter Wasser zu bleiben, so hat es auch die besten Kräfte seiner Mannschaft verbraucht. Dies sind die Gründe, warum die Aufstöberung der

Tauchboote mit Ausdauer geschehen muß. Des öftern dienen dem Torpedojäger dabei Hydroplane, zur Signalisierung des Submarins. Die Hydroplane führen zwar zugleich außerordentlich verheerende Bomben, aber es ist auch außerordentlich schwer, den kleinen Taucher aus der Höhe zu treffen. Für die Jagdgeschwader ist es indes fast ebenso schwer, das meergrün gestrichene Submarin zu erspähen, und es zu entdecken, wenn es untergetaucht ist und nichts als das Periskop aus dem Wasser hervorragt, ist nichts weniger als leicht.

Dem Torpedoboote gegenüber verteidigt sich das Tauchboot am besten durch Tauchen. Doch das schlante Schiff kann sich den Punkt genau merken, wo der Gegner sich geborgen hat, und gut aufpassen, bis er gezwungen wird, wieder an die Ober-



Der durch einen Torpedo getroffene und sinkende russische Panzerkreuzer „Pallada“.



Getroffen! Dem Untergang geweiht!

fläche zu treten. Und da spielt sich dann ein aufregendes Manöver ab: das Tauchboot verschwindet, um etwas weiter wieder an die Oberfläche zu kommen, verschwindet nochmals und entfernt sich unter Wasser, immer auf die Möglichkeit passend, seinen Torpedo wirksam zu lanzieren, oder zu flüchten. Dem Torpedoboote liegt es nun ob, den Gegner zu zwingen, oben zu bleiben, ihn dabei immer für den Schuß auf's Korn nehmend, und schnellstens zu manövrieren, um dem Schusse des Feindes auszuweichen und diesem die Fahrt abzuschneiden. Ist das Tauchboot von einem ganzen Geschwader gejagt, so mag es ihm gehen wie dem von Hunden in einem Sumpfe umstellten Hirsche.

Statt des Torpedojägers kann man sich auch den Fall denken: Unterseeboot gegen Unterseeboot! Manchmal geschah es, daß ein italienisches Tauchboot einem österreichischen begegnete, am helllichten Tage. Die Duelle, die dann entstanden, können zu den einzigartigsten Fällen dieses Seekrieges gezählt werden. Wenn es geschieht, daß diese Unterseeschiffe sich bekämpfen, zweien Wale gleich, ist das Ziel, das sie bieten, von kurzer Dauer und flüchtig. Jeder der beiden Gegner manövriert so,

daß er den andern auf's Korn nehmen kann, aber in dem Scharmüßel gelingt eine Beschädigung des Gegners selten, und sie entfernen sich meistens voneinander, unter dem Wasserspiegel fahrend, ohne daß die Partie entschieden wäre.

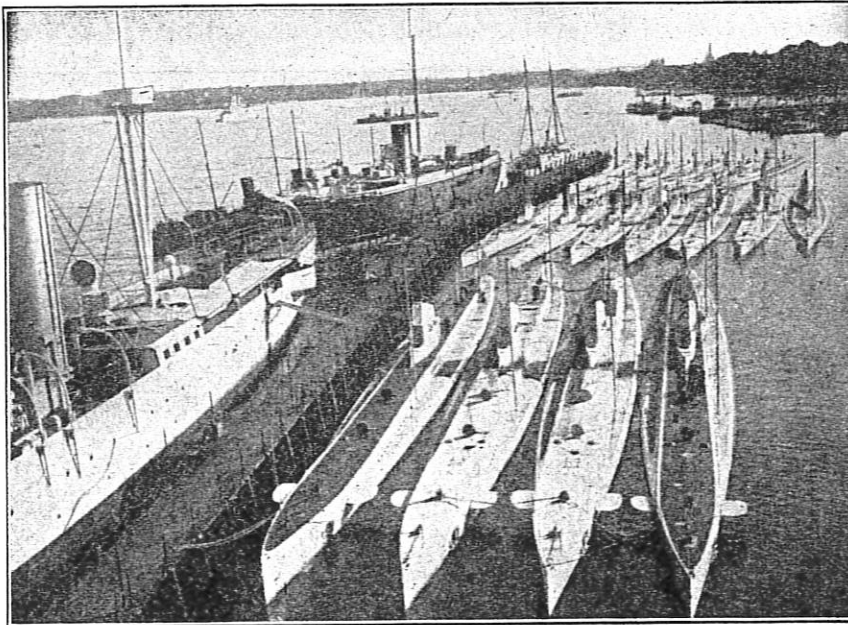
Das zweite Kampfmittel gegen die Tauchboote sind *Stahlneze*. Ihre Erfindung gehört dem englischen Admiralstab, der sie nach Monaten heimlichen Schaffens in großer Menge herstellen ließ und, wie dann und wann berichtet wurde, damit auch schon Hunderte von deutschen Tauchbooten — erst kürzlich wieder 100 auf einen Schlag, die angeblich eine Sprightour nach Amerika vorhatten! — eingefangen haben will. Man darf aber, ohne dem deutschen Tauchboote das Wort reden zu wollen, getrost es glauben, daß kein deutscher Tauchbootführer sein Schiffchen in feindliche

Hände fallen läßt, ohne es vorher total gebrauchsunfähig gemacht zu haben, und darf ferner auch den deutschen amtlichen Angaben Glauben schenken, daß die Verluste an Submarinen bis heute äußerst gering waren.

Die Vorkämpfer gegen die Tauchboote durch *Stahlneze* sind die *Trawlers* und *Dampf-Drifters*, altertümliche und schwerfällige englische Fischerboote. Neu an ihnen ist nur eine kleine Kanone auf dem Vorder- und eine auf dem Hinterschiffe, ein radiotelegraphischer Apparat und die grau-grüne Farbe, unter der noch die alte ziegelrote Farbe hervorschimmt; an Bord jedoch befinden sich noch die gleichen Mannschaften wie früher. Unter den Fischern der englischen Küsten wurde ein spezielles Korps gebildet. Diese Fischer, die der Krieg zum Nichtstun verurteilt hatte, wurden ausgebildet, uniformiert und organisiert. Es sollen ihrer heute 100,000 unter englischer Kriegsflagge stehen. Während die Mannschaften eingeübt wurden und man sie lehrte, mit Netzen umzugehen, die ungleich viel schwerer sind als die zum Tunfischfang gebrauchten, und mit Kriegswertzeugen, die viel verheerender sind als die Harpunen,

wurden ihre *Drifters*, in der Zahl von ungefähr 3,000, von der Regierung requiriert und zu solcher Jagd hergerichtet. Dieser neuen Flotte wurde eine Anzahl schneller Schiffe zugereicht, die extra für den Patrouillendienst gebaut sind, und dann wurden sie alle zusammen in verschiedene Zonen rings um die britischen Inseln ausgesandt. Zuerst glaubte man, daß die Verwendung der neuen Waffe der *Stahlneze* nur in den Meerengen und in stark geschlossenen Durchgängen wirksam sein könnte; später jedoch gelang es, Netze in der Länge von Hunderten von Fuß zu bauen und auszuwerfen.

Die *Drifters* fahren in langer Reihe hinaus und schleppen mühsam die *Stahlneze* hinter sich her, die sie draußen an die richtige Stelle bringen und dort festhalten, auf die Beute wartend. Weit draußen stellen sie sich längs der Absperzungslinie auf, das eine dem andern unsichtbar, und war-



Unterseeboote im Kieler Hafen.

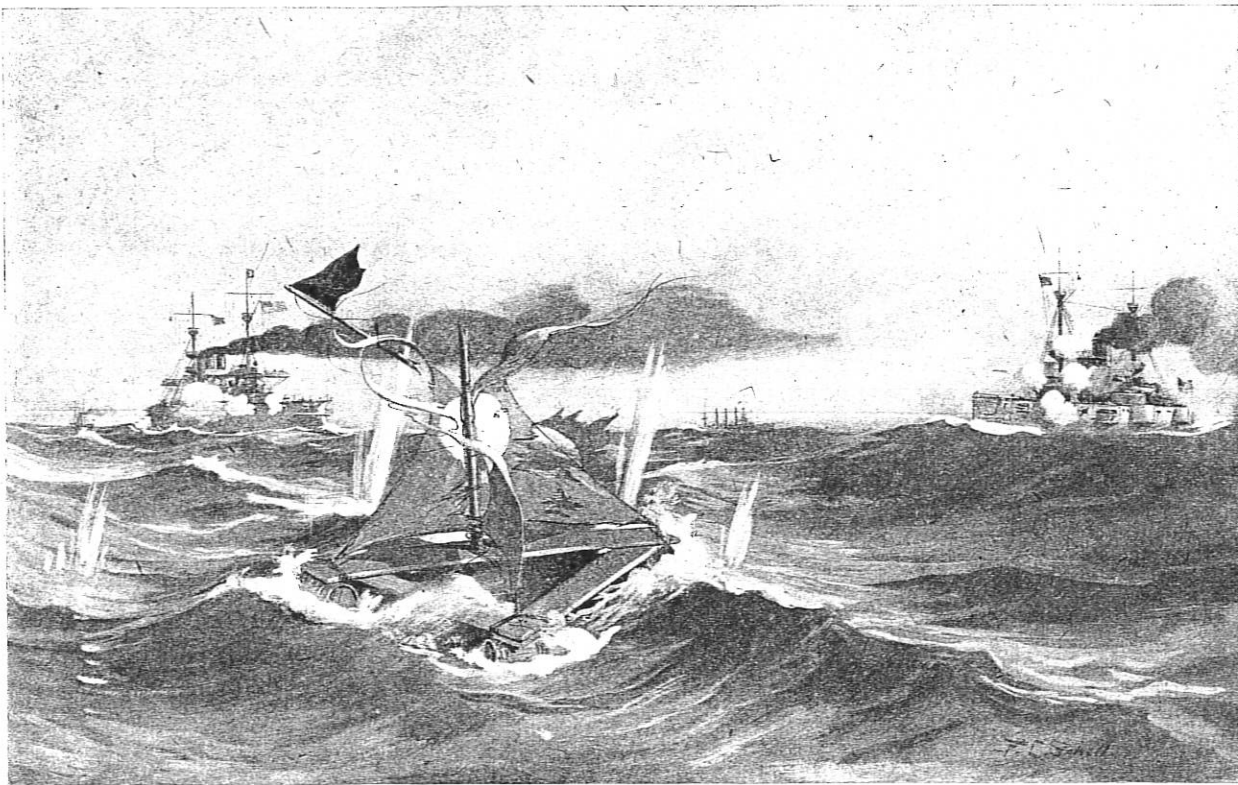
ten dann stunden-, tage- und nächtelang. Ein auf dem Meere emporflackerndes Licht ist das Zeichen, daß ein Unterseeboot sich im Neze verstrickt hat. Durch die Bewegung des Lichtsignals wird die Richtung des eingefangenen Tauchbootes gegeben, das in den gewaltigen Maschen umsonst um sich schlägt. Die Drifter rufen einander mit Sprachrohren und Raketen an; zu drei oder vier eilen sie herbei und bohren die Beute durch Kanonenschiffe in den Grund.

Uebrigens wehren sich heute auch die Großkampfschiffe durch Stahlsnehe gegen die Submarine und ihre Torpedos. In erster Linie dadurch, daß durch mächtige Schutznehe ganze Seeräume abgesperrt werden, ferner das einzelne Kriegsschiff in der Weise, daß es ablösbare Caissons an seinem Körper anbringt, die allerdings die Schnelligkeit der Fahrt bedeutend herabmindern, aber Katastrophen abwenden.

Von armierten Motorbooten, dem dritten Kampf-

Den scharfen Bug gegen den Himmel gewandt, den feuchenden Atem ihrer Motore hinauspuhend, eilen sie die Küsten entlang, um dem Gegner entgegenzutreten, hinaus auf die hohe See, um dem Ungetüme zu begegnen und sich in den Kampf zu werfen. Aber welch eine Aufgabe: in Wind und Wetter, Regen und Sturm, Tag und Nacht schutzlos in offener Ruchschale auf dem Meere herumgeworfen zu werden, ohne ein Lager, ohne warmes Essen! Man hat denn auch noch nicht erfahren, daß sie Großes ausgerichtet hätten.

Hat man nun aber so die Bekämpfung der Unterseeboote energisch aufgenommen, so hat Deutschland andererseits nicht verfehlt, seine Submarinwaffe immer mehr zu vervollkommen. Die neuen großen Unterseeboote sind moderne, über und unter Wasser schwimmende Kreuzer, die mit Artillerie und Torpedos Tod und Verderben in die Reihe der Feinde senden. Die bei dem neuen Unterseebootstyp verwendeten Propeller-Antriebs-



Getroffen! Schießübungen eines amerikanischen Geschwaders.

mittel gegen die Submarine, hat man sich neuerdings am meisten versprochen. Das Motorboot zur Bekämpfung des Tauchbootes ist italienischen Ursprungs, wie der Drifter englisch ist. Es ist das Adriatische Meer, das die zahllose Familie der Zäugerboote aufgezogen hat. Wie die Drifter aus dem Fischfang hervorgingen, so haben die bewaffneten Motorboote ihren Ursprung im Sport. Eine erste Flotille wurde aus den Luxus-Motorbooten reicher Italiener requiriert, später kamen eigene, von der Regierung nach vorgeschriebener Technik gebaute Motorboote hinzu. Sie haben die Aufgabe, das Tauchboot mit kurztragenden Waffen zu bekämpfen, und besitzen den großen Vorteil der Schnelligkeit und des kleinen Zieles. Sie stellen keine Fallen, sie warten nicht darauf, daß der Gegner sich in der Schlinge verfangen hat, sondern suchen ihn auf, verfolgen ihn, stellen ihn mit unglaublichem Wagemute — kleine, bewaffnete Ruchschalen, die sich auf ihre Kleinheit verlassen können; denn kein Unterseeboot würde an sie einen Torpedo verschwenken.

maschinen sind so vollendet, daß sie den Antriebsmaschinen der schnellsten Kreuzer kaum noch nachstehen. Andere Nationen verfügen über diese neuartigen komplizierten Propeller-Antriebsmaschinen nicht. Der Verbrennungsmotor bleibt auch unter Wasser genau so betriebsfähig und in seiner Leistungsfähigkeit fleigerungsfähig wie über Wasser. Das Wichtigste aber ist, daß ein nahezu gänzlich geräuschloser Motorbetrieb geschaffen wurde. Die mit den feinsinnigsten Unterwasserschallsignalen ausgerüsteten feindlichen Schiffe, die sonst auf weite Entfernung hin das Herannahen eines mit großer Motorkraft arbeitenden Schiffes angezeigt erhalten, können an dem unter Wasser fahrenden Unterseeboot vorüberfahren, ohne es mit Hilfe ihrer Unterwasserschallsignale wahrzunehmen, während andererseits das Unterseeboot durch seinen Schallsignalbienst auch unter Wasser ohne Benutzung des Periskops von der Nähe des Schiffes genauestens unterrichtet wird. Erwähnenswert ist noch, daß durch die neuen Verbesserungen (namentlich durch Mit-

verwendung von Sauerstoff-Flaschenbatterien) gegen früher ein viel angenehmerer Aufenthalt im Innern des Unterseebootes ermöglicht wird. Die Mannschaft hat jetzt überhaupt nicht mehr unter den Einwirkungen giftiger Gase, Verbrennungsbüßten und Deläuschwüngen zu leiden, was früher den Aufenthalt im Innern, namentlich bei langen Unterwasserfahrten, oft bis zur Unerträglichkeit steigern konnte. Und jetzt schießen die Submarine den Torpedo auch sogar unter Wasser ab!

Es ist des Nachdenkens wert, es ist eine sittliche Zügelung Gottes, daß Deutschland eine Waffe bekam, die der Feind trotz allen Bemühens bis heute nicht besitzt und nicht nachmachen kann. Durch das Tauchboot wird Deutschland aller Wahrscheinlichkeit nach sich und die Welt befreien! Es ist gleichsam die Waffe Davids, die Goliaths neuzeitlicher Vermessenheit zu stürzen, und die Schleuder, die den glatten Torpedo schwirrend wirft, die Ungetüme brutaler Macht zu zerschmettern. w.



Am die Grenzscheide.

Eine Erzählung von B. Clement.

I.
„Holbrío — ho — ho —!“ Lang verhallte der letzte Ton des mit glockenheller Stimme herausgeschmetterten Jodelers, in dreifachem Echo von den hohen Wänden der Schafalpköpfe zurückgegeben.

„G'hörig kannst jodeln,“ sagte anerkennend die elfjährige Leni und sah bewundernd zu dem schlanken, hochaufgeschossenen Buben an ihrer Seite auf. Der nickte nur, und ein leises Lächeln flog ihm über das tiefgebräunte, ernste Gesicht, aus dem ein Paar braune Augen klar und fest in die Welt blickten.

„Geh, tu it, als ob's wunder was wär, Lenli,“ verwies der stämmige, etwas kleinere Gefährte das Mädchen, „so gut wie Jost kann ich's auch,“ und kräftig jodelte er in die Luft.

Das Lenli aber schüttelte den hellen Blondkopf und meinte, so gut klinge es nimmer. Darüber ärgerte sich der feurige Hansl, der nicht gern hinter dem Freunde zurückstand, und es juckte ihm in den Fingern, mit ihm anzubinden. Er unterließ es aber nach einem Blicke in des Jost ruhiges Gesicht, er wußte, der raufte sich nicht um Kleinigkeiten. Das war nicht Feigheit, denn der Jost war dafür bekannt, jeden Buben im Umkreis zu zwingen, er suchte aber nur ernste Dinge aus, kleine waren es ihm nicht wert.

„Gema hoim,“ sagte daher der Hansl ablenkend, „'s kommt a Wetter.“

„D, da fürcht' ich mich aber,“ rief das Lenli erschrocken, während der Jost kaum den schmalen, dunkeln Kopf zur Rechten wandte, wo hinter den Bergen ein drohendes Gewölk herankroch.

„Das kommt noch lang it,“ entgegnete er beruhigend, „kann sein zur Nacht.“

„Meinst?“ schrie der Hansl in hellem Zorne, „alles willst besser wissen, Du,“ und mit den Fäusten brang er auf den Kameraden ein. Der schob ihn mit einer einzigen Bewegung seiner muskulösen Arme von sich ab, dabei überflog das ernste, schmale Buben Gesicht ein so überaus gültiges Lächeln, daß es wie in Sonnenschein getaucht schien.

„Geh, sei g'scheit, Hansl,“ redete er dem kleineren Gefährten zu, „wir werden doch um so 'ne Sach' it raufen?“

Des Hansl Zorn schwand ebenso schnell, wie er gekommen war, ja er schlug sogar in das Gegenteil um. Verb packte er zu und schüttelte den Jost beim Arm, aber nur aus Liebe, und rief bewundernd aus: „Du bist so einer, dem man it böß sein kann. Wie ein Fels stehst halt da, so stad und trugig, aber schau, Jost,

das grad tut mich reizen, Dich zu zwingen. Könnt ich's doch ein einzig's Mal!“

Jost lachte und schüttelte den dunkeln Kopf. „Wird Dir nie gelingen, Hansl,“ entgegnete er ruhig.

Der nickte. „Weiß ich halt, und daß's ein andrer auch it kann, das freut mich schier.“

„Ja, keiner von alln Buben hat so a Kraft wie Du, Jost,“ bestätigte das Lenli, „arg stolz bin ich auf Dich.“

„Ich auch,“ rief lebhaft der Hansl, „und mein Freund bleibt, solange ich leb'.“

„Is schon recht,“ entgegnete Jost ruhig, „wir drei gehören zusammen wie da heroben die Mädelergabel mit der Trettach- und der Hochfrottspitze, die können auch it auseinander, und so müssen wir drei auch zusammenstehen fürs Leben.“

„Fürs ganze Leben, was auch kommen mag,“ schrie Hansl begeistert und warf sein spitzes Allgäuerhütel mit der Ablerfeder jauchzend in die Luft, um es geschickt wieder aufzufangen. „Nimmer laß ich von Dir, Jost.“

Der nickte nur wie zu etwas Selbstverständlichem und blickte andächtig zur Mädelergabelempor. „Schau, Lenli, wie schön!“ sagte er ernst.

Und nun standen alle drei und schauten stumm auf das Wunder, das sich vor ihren entzückten Blicken abspielte. So oft sie es auch schon gesehen hatten, das Alpenglühen ihrer heimatlichen Berge, so erfüllte der Anblick doch jedesmal ihre junge Brust mit Gefühlen der Andacht.

Langsam hüllten sich droben die stolzen, schöngezeichneten Spitzen und Zacken der Mädelergabel in glühende Rohe bis hinab zu den breiten, massigen Wänden, an denen sich hier und da helleuchtende Schneemassen abhoben. Minutenlang standen alle Gipfel des Hochgebirgs in ihrem strahlenden Abendschmucke, dann wandelte sich die Glut in Violett und löste sich nach und nach in hellere Töne auf. Stumpf, kalt, wie erstorben ragten die Zacken und Zinnen, sobald der letzte Strahl erloschen war, in den blauen Himmel empor.

Das Lenli schüttelte sich. „Ich hab's gern, das Glühen,“ sagte sie, „aber schaut nur, is gerad, als ob sie die Seel' verloren hätten, wenn's vorbei is, so tot schau die Berg' aus.“

Der Hansl lachte über ihre Worte, Jost aber ergriff ihre Hand. „Gib Obacht, Lenli, hier kümmt die steile Stell!“ sagte er und geleitete das zarte, schwächliche Kind sorgsam hinab.

Bald tauchte ihre Heimat vor ihnen auf: ein großes, grü-

nes Hochtal am rechten Ufer der Stillaach in den Algäuer Alpen, am Fuße der Mädelerguppe. Nur zwei Bauernhöfe lagen auf dem Wiesenplateau, der Westernhof des Jakob Ostler und der Rappenhof des Tobias Hochleitner, der Josts Vater war. Die beiden Häuser gehörten zu der kleinen Gemeinde Einödsbach, die jenseits der Stillaach aus wenigen braunen Häusern und einer kleinen Kapelle bestand, bildeten aber eine kleine Welt für sich.

Die Kinder kamen von der Alm, auf der das Vieh während des Sommers unter der Obhut eines Sennen verblieb. Sie hatten Butter und Käse heruntergeholt, und jeder der Buben trug eine Krage auf dem Rücken, die schwer sein mochte, sie fühlten sich dadurch freilich nicht gehindert, leicht und gewandt schritten sie den steilen Weg hinab. Am Toreingang zum Westernhof stand eine alte Magd, Kathrein, die seit dem Tode der Bäuerin der Wirtschaft vorstand und für den Hansl und die Leni sorgte. Sie war klein und stark, trotzdem flink und behend. Glatt geschaiteltes Haar umrahmte ein Gesicht von fast abschreckender Häßlichkeit, die freilich sehr durch die lebhaften dunkeln Augen gemildert wurde.

„Seid's endlich da?“ rief sie den Kindern ärgerlich zu, „schier zu Tob ängsten kann man sich, und Ihr kommt daher, als stünd' it so ein böß Wetter am Himmel.“

„Geh, Kathrein, jeht bin ich da, jeht brauchst Dich it mehr zu ängsten,“ entgegnete Hansl neckend.

„Gi, Du Tropf Du, spiel Dich it auf!“ rief sie drohend, die helle Herzensfreude über den hübschen, frischen Buben lachte ihr jedoch aus den Augen.

„Ich möcht' noch so gern mit dem Jost zur Mutter gehen,“ bettelte das Lenli und hielt des Freundes Hand fest.

„Jeht it,“ erwiderte Kathrein energisch, „die Abendsuppen is fertig, und der Bauer hat geschimpft, daß Ihr gar so lang ausbleibt.“

Betrübt verabschiedete sich Lenli von Jost und folgte der Magd und dem Bruder ins Haus, aus dem gleich darauf eine polternde Männerstimme ertönte.

Der Jost ging schnell den Weg zum Rappenhof hinunter. Im Hofe war es still, es war schon Feierabend. In der Küche hantierte die Bäuerin, eine große, kräftige, dunkeläugige Frau, noch emsig umher.

„Bist da, Jost?“ sagte sie auf sein freundliches: „Grüß

Gott, Mutter.“ Beide wechselten einen innigen Blick, ehe er seine Last absetzte.

Mutter und Sohn hatten große Ähnlichkeit miteinander, auch in den ruhigen Bewegungen, dem festen Schritte und in der Wortkargheit. Desto lebhafter war der Bauer, ein großer, breitschultriger Mann, mit rotem Gesicht und lebhaften braunen Augen. Er hatte während der Mahlzeit viel zu berichten, und sein dröhnendes Lachen scholl aus dem offenen Fenster bis weithin über die stillen Wiesen.

Später, als der Mond schon über die Bergspitzen lugte, kam der Westernhofer, die kurze Pfeife im Munde, begleitet von seinen Kindern, zu einem kleinen nachbarlichen Schwatz auf den Rappenhof. So war es schon von jeher Sitte gewesen, nur daß man den „Hoamgarten“, wie man in den Bergen diese Plauderstündchen nennt, früher hatte umgehen lassen. Seit aber des Westernhofers Frau tot war, zog er es vor, stets zum Nachbar zu gehen. Er war nicht so groß wie der Rappenhof, mehr untersekt und stämmig, seinem von schwarzem Vollbarte umrahmten Antlitz und den dunkeln, energisch blickenden Augen sah man es aber an, daß er nicht ja sagte, wenn er einmal nein gesagt hatte.

Während die beiden Männer plaudernd vor dem Hause auf und ab gingen, setzten sich die Kinder zu der Bäuerin auf die Bank, Lenli dicht an sie geschmiegt. Das Kind entbehrte die verlorene Mutter schmerzlich und suchte und fand Ersatz in der liebenden Fürsorge der Bäuerin. Die Männer schienen zwar ganz vertieft in ihr Gespräch, lachte aber eins der Kinder besonders fröhlich, so wandten sie wohl die Köpfe. Der Rappenhof nickte seinem Weibe und seinem Buben heiter zu, und in den strengen Zügen des Westernhofers leuchtete es zärtlich auf. Er war stolz auf seinen Buben, aber sein Töchterchen, das Ebenbild seines verstorbenen Weibes, stand seinem Herzen noch näher. Nichts liebte er mehr auf der Welt als dies zarte, blondhaarige Kind, das so gar nicht nach einem Bauernmädel aussah.

Diese Abendstunde war den Kindern stets die liebste vom Tage, nur daß sie gar zu schnell verging. Punkt neun Uhr rief der Westernhofer seine beiden, um heimzugehen; der Rappenhof trat mit Frau und Sohn ins Haus, den Abendsegen mit dem Gefinde zu beten, dann begab man sich in beiden Höfen zur Ruhe.

Tiefe Stille lag nun über dem Hochtal, das vorerst noch

Frühzauber.

Für die „Abendschule“ von C. Böbers.

Der Morgen dringt im Dämmerchein
Sacht-dreiste in mein Kämmerlein,
Hebt meine Wimpern keck empor,
Schält aus den Decken mich hervor,
Hilft hurtig mir in mein Gewand
Und führet mich mit flinker Hand
Sanft durch sein jüngstes Nebelort:
In Lenzesduft zum Blumenflor.

Ei, wie sich flink sein Goldschmied regt
Und Perlen Schmuck in Blüten legt!
Von Kelch zu Kelch sein Krämer eilt
Und Balsam aller Art verteilt;
Nach hier und dort sein Gastwirt reht
Und jeden Kelch zum Festschmaus deckt,
Und flink in überschöner Pracht
Sein Maler Kunst vertausendtsacht!



Sein Zauberstab schliefst Knospen auf,
Entwirrt der Pflanzen Kletterlauf,
Entzupft ein Blümlein aus dem Moos
Und lockt den Keim aus Mutter Schoß;
Dann weist er mit Schelmenwink
Zum Morgensüß den Schmetterling
Und lenkt der Biene frohe Gatt
Zum Staubgefäß und goldner Last.

Und hat er so gewirkt, gezupft,
Sein Festgewand zurecht getupft,
Dann tönt der Vögel frommer Chor:
Weihrauch quillt aus dem Kreis hervor;
Im freien Dom die ganze Welt
Dem Schöpfer Morgenandacht hält.
Und hab' ich Gotte, dankburchdrungen,
Zum Amen dieses Lied gesungen.

hell vom Monde beleuchtet wurde. Langsam aber schob sich die schwarze Wolkenwand hinter den Wänden der Schafalpspiße hervor und zog näher und näher. Die ersten Vorläufer verschlangen das helle Mondlicht, ein heftiger Wind fuhr daher, umheulte die beiden freiliegenden Höfe und brachte schnell das Unwetter herauf. Wie ein Sturzbach kam es vom Himmel herunter.

Der Westernhofer stand auf und lugte aus dem Fenster in die finstere Nacht hinaus. „Ein Wetter,“ murmelte er, „könnt' auch genug sein heuer mit dem Regen.“ Kopfschüttelnd suchte er sein Lager wieder auf.

Eine Stunde mochte vergangen sein, als plötzlich ein Krachen, Poltern, Toben erscholl, als wolle die Welt untergehen.

„Heiliger Gott, eine Mur, ein Felssturz!“ rief die Rappenhoferin und sprang erschrocken aus dem Bett, „steh auf, Tobias!“

„Wenn's nur uns it hat, Walpurga,“ entgegnete er, sich dehrend, „nachher da is nix in der Nacht zu machen.“ Er stand aber doch auf und trat auf den Hof hinaus, den heulenden Hund zur Ruhe zu bringen.

„Uns is nix geschehen,“ sagte er zurückkehrend, und wenige Minuten später schnarchte er schon wieder.

Seine Frau lächelte über seine Ruhe, dann seufzte sie schwer. Felsstürze waren keine Seltenheit hier oben, und sie war ein tapferes Weib, dennoch zitterte sie jedesmal, wenn das Krachen und Poltern anhub. Einmal verschüttet zu werden, war die einzige Angst, die sie kannte.

Da wurde die Tür leise geöffnet, und Jost fragte herein: „Hast Angst, Mutter?“

„Ich hab' an argen Schrecken gehabt, Bub, aber 's scheint ja vorüber, drum geh schlafen, ich find' meine Ruh' schon wieder.“

„Is recht, Mutter.“

Leise schloß sich der Türspalt, und so bange auch Frau Walpurga in das Unwetter hinaushorchte, so erlauskte sie doch kein anderes Geräusch als das, das Sturm und Regen verursachten.

Früh am nächsten Morgen waren alle Bewohner der beiden Höfe auf. Da sahen sie voller Schreck, daß sich ein Stück der Felswand, die das Hochtal nach Norden begrenzte, gelöst, im Sturz Bäume, Geröll und Schutt mit sich gerissen und einen Teil der blühenden Wiesen unter sich begraben hatte. Starr standen die beiden Familien, starr stand das Gesinde vor der Verwüstung.

„O, is das ein Schab!“ rief der Rappenhofer und kratzte sich hinter den Ohren.

Der Westernhofer maß die verschüttete Fläche mit den Augen ab, nickte und sagte langsam: „Ja, 's trifft Dich hart, Nachbar, bei Deine Wies drüben is nix zu machen, ich kann halt abräumen. Grad da, wo's Geröll am höchsten liegt, fängt die Deine an.“

Der Rappenhofer lachte kurz auf. „Sitzt, das möchtest Du wohl, Westernhofer, die Mark, die Grenzscheid' muß aber grad in der Mitten liegen, daß ich die Hälft' räumen kann und Du die andre.“

„Ja ja, der Bauer hat recht,“ stimmten ihm seine Knechte lebhaft bei, während die vom Westernhof behaupteten, sie läge da, wo an ein Abräumen nicht zu denken war.

„Recht habt's,“ bestätigte dieser in bestimmtem Tone, „grad da muß 's Kreuz gestanden haben, wo die Tanne aus dem Schutt herausragt.“

„It wahr is,“ schrie der Rappenhofer, dessen Gesicht sich

firschrot färbte, „grad da is sie, wo der Berg droben den tiefen Einschnitt hat.“

„Der is mit furtgerissen,“ höhnlachte der andere, „nach dem da heroben kannst nimmer gehen, Rappenhofer, kannst Dich aber auf mein Aug' verlassen, das trügt nimmer.“

„Und meinst, daß meins trügt, he?“ Die Joruesabern hoch aufgeschwollen, trat der jähzornige Mann mit geballten Fäusten vor den Westernhofer hin.

„Tobias,“ seine Frau legte ihm die Hand beschwichtigend auf die Schulter, „sei stad, 's wird sich ausweisen, wenn die Knecht' anfangen, die Wiesen abzuräumen. Und Ihr, Nachbar, denkt daran, wie alt die Kameradschaft zwischen den beiden Höfen is, Ihr wollt doch keinen Unfrieden um die Grenzscheid' zwischen Euch bringen?“

„I gwiß it, Frau; der Unfried' bringt, is Euer Mann. Ich sag', die Mark liegt dort bei der Tanne, und dabei bleib' ich.“

„Und meinst, ich sollt' mich damit zufrieden geben, he?“ schrie der Rappenhofer wild vor Zorn, „da kennst mich nimmer. Willst it glauben, was ich sag', so muß dann 's Gericht entscheiden.“

„Ist mir recht,“ erklärte der Westernhofer kalt.

„So nehmt doch Vernunft an, Ihr Mannsleut,“ bat die Bäuerin beschwörend, „denkt doch, was für 'n arges Geld ein Prozeß kostet! Der Herrgott hat 's Unglück geschildt und uns vorm Vergften bewahrt, laßt uns das Schicksal als gute Nachbarn tragen und die Grenzscheid' grad in die Mitten von die verschütteten Wiesen legen, so trifft's keinen zu arg.“

Der Westernhofer lachte kurz auf. „So einen Rat kann bloß ein Weib geben, Rappenhoferin, ein Mann verlangt sein Recht.“

„Das sollst Du haben, Du,“ schrie drohend der Rappenhofer, „noch heut geh' ich aufs Gericht, werb' doch wissen, wo die Mark liegt. Du wirst a Freud' ham, Westernhofer, zahlen darfst nacha g'hörig.“ Er lachte schadenfroh, und sein Gesinde stimmte lebhaft ein.

Des Westernhofers Gesicht ward fahl vor Wut, seine Augen schossen Blitze, unwillkürlich verstummten die Knechte und blickten erwartungsvoll nach ihm hin. Er hatte sich aber fest in der Gewalt, der stämmige Mann, er zuckte nur die Achseln, und sich umdrehend sagte er kurz: „Wird sich ausweisen, das.“

Langsam ging er seinem Gehöfte zu. Schimpfend lief auch der Rappenhofer heim, seufzend folgte ihm die Bäuerin, und auch das Gesinde zerstreute sich. So blieben die drei Kinder allein bei dem Trümmerfelde zurück. Das Lenli schmiegte sich zitternd an Jost, der noch kein Wort gesprochen hatte. Er faßte ihre Hand fest mit der seinen und sah prüfend über die zerstörten Wiesen und dann zu den Bergen empor. Gerade da, wo der tiefe Einschnitt gewesen, da war die Felswand mit fortgerissen, er meinte aber genau die Stelle angeben zu können. Dort hatte auch als Grenzmark (kurz „Mark“ genannt) das Kreuz gestanden.

Als der Hansl jetzt rief: „Mein Vater hat recht,“ entgegnete er kurz: „Nein, dort wo der hohe rote Block aus dem Schutt rauslugt, dort liegt die Grenzscheid'.“

„Was — willst sagen, daß mein Vater lügt?“ schrie der Hansl wild.

Jost schüttelte den Kopf. „Nein, er irrt sich, und ich mein', wir drei haben uns gestern erst Freundschaft gelobt fürs Leben, wegen meiner soll sie um solche Sachen it auseinandergehen.“

„Wegen meiner au it,“ rief das Lenli und lehnte den blonden Kopf an des Jost Arm.

Doch in Hansl regte sich der trotzigste, starre Sinn des Vaters. „Da ging' uns ja ein arg Fletzel von unsrer Wiese verloren,“ meinte er empört.

„Des is it zu ändern, bei dem roten Block liegt die Mark,“ beharrte Jost ruhig, „und Dein Vater wird's auch schon noch einsehen.“

„Oho, Du, das tut er nimmer,“ schrie der Hansl zornrot, „meinst, er soll Euch die halbe Wiesen geben, als wär's nix? So einer bist, Jost Hochleitner, der andre um das Ihre bringen möcht?“

Und nun geschah, was die Väter vermieden hatten: die Buben drangen mit geballten Fäusten aufeinander ein und rangen miteinander. Jammern stand das kleine Mädchen daneben, für beide zitternd. Sie atmete aber befriedigt auf, als der Hansl bald darauf keuchend, mit wutflammen Augen am Boden lag, und der Jost auf ihm kniete und ihn niederhielt. So war es stets, das Lenli hätte sich's nicht anders denken können.

„Nimm zurück, was Du gesagt hast,“ befahl der Jost kurz.

„Nimmer,“ erklärte der Hansl.

„Es geht um die Freundschaft, Hansl,“ redete Jost dem Kameraden zu.

„Ich pfeif' auf Deine Freundschaft,“ schrie der Hansl wild.

Wie aus Stein gemeißelt, so fest und ruhig erschienen des Jost Züge, als er sich erhob und sich schweigend zum Gehen wandte.

„Jost, Jost,“ jammerte das Lenli, sprang hinter ihm her und erfaßte seine Hand. Er schob sie aber sanft zurück. „Geh, Lenli,“ sagte er bestimmt, „Du mußt zum Hansl halten.“

„Ich kann it, Jost, ich halt' zu Dir,“ entgegnete sie weinend. Er schüttelte den Kopf. „Es geht it, Lenli, sei g'scheit, Dein Vater wird's nimmer leiden.“

Erschrocken sah sie zu ihm auf, er nickte ihr zu, dann stieg er über das Geröll der zerrissenen Bergwand zu. Still vor sich hinweinend, schlich Lenli dem davonstürmenden Hansl nach, das kleine Herz voller Weh und Kummer.

Stumm stand der Jost oben und starrte über das Trümmersfeld. Nicht ein einziges Mal wandte er den Kopf nach dem weinenden Kinde, das sehnsüchtig zurück sah.

So endete die bis dahin ungetrübte Kinderfreundschaft der drei.

II.

Am selben Tage noch begannen beide Bauern mit dem Abräumen, soweit es möglich war, der Rappenhofen da, wo er die Mark vermutete, der Westernhofer links bei den Ausläufern der

Auf zum 400jährigen Reformationsjubiläum.

Für die „Abendschule“ von R. Krehmann.

Erwache, lutherische Christenschar,
Versammle dich, laß dich hören!
O, singe und klinge im Jubeljahr
Dem Herrn, deinem Gott, zu Ehren!
Der Herr hat so Großes an uns getan,
Drum sei nun auch fröhlich ein jeder Mann.

Wie lag Christi Braut in so finst'rer Nacht
In Ketten so schwer gefangen!
Und trotz der tyrannischen Päpste Macht
Ist's Licht wieder aufgegangen;
Durch Luther, sein Werkzeug, den tapferen Mann,
Hat Gott dies an christlicher Kirche getan.

Wir haben sein Wort und die Lehre rein,
Sowie auch die Sakramente;
Ach, sende sie, Gott, in die Welt hinein,
Wo's dunkel noch, bis ans Ende!
Hab' Dank für dein Wort und des Luthers Lehr',
Und laß sie vergeh'n nun und nimmer mehr!

Mur. Beide Bauern kümmerten sich nicht umeinander, waren sie aber nicht anwesend, so gerieten sich die Knechte gelegentlich in die Haare, denn die des Westernhofers hänselten die andern, daß sie dem Nachbar hülften, die Wiese freizulegen und die eigene unter Schutt und Geröll liegen ließen.

Die Arbeit war mühsam und ging nur langsam vonstatten. Der Schutt wurde bis an den Abhang geschafft und in einen tiefen Felspalt hinabgeworfen. Die beiden Buben halfen mader, wußten es aber so einzurichten, daß sie möglichst weit voneinander waren. Jost hielt sich mehr bei den Bergwänden auf, wenigstens so nahe er wegen der dort hochgetürmten Steinmassen kommen konnte. Er suchte nach einer Spur des steinernen Kreuzes, das als Zeichen der Grenzscheide von alters her gedient hatte. Es war aber un-

möglich, dorthin, wo er es vermutete, vorzubringen, große Felsblöcke versperrten den Zugang, und nasses Erdbreich bedeckte den Boden meterhoch.

Aber Jost war schnell in Entschlüssen und hielt zäh daran fest. Als es fast Mitternacht war und der Mond schon eine Weile über den Spitzen der Schafalpköpfe stand und seine silbernen Strahlen über die graufige Verwüstung des noch gestern so blühenden Hochtales warf, kam er leise aus dem Hofe, überschritt die Wiesen und kletterte nach den Wänden zu. Plötzlich hielt er inne. Da droben zwischen den Felsblöcken bewegte sich etwas. War das ein Mensch oder ein Tier?

Leise schlich der Bube näher, gespannt im höchsten Grade. Jetzt schien das lebende Wesen wie verschwunden, nichts regte sich weit und breit. Schnell trat er um den nächsten Felsblock herum und stand unmittelbar vor dem Hansl.

„Du —?“ fragte er gehetzt, „was hast denn Du hier oben zu schaffen?“

Das Blut war dem Hansl dunkel ins Gesicht gestiegen, eine heiße Verlegenheit malte sich in seinen sprechenden Zügen, dann aber warf er den dunkeln Krauskopf in den Nacken und rief: „Was schert's Dich? Dasselbig kann ich Dich fragen.“

„Ich such' das Kreuz,“ entgegnete Jost kurz.

„Ich auch,“ entfuhr es dem Hansl lebhaft, „meinst, daß es grab' hier herum stehen muß, Jost?“

Der zuckte die Achseln. „Wirst es ja selber wissen. Bloß wundern tut's mich, daß Du it höher nauf suchst, grab' da, wo die gestürzte Tanne aus dem Schutt 'rausragt.“

Wieder ward der Hansl rot, schweigend kletterte er dem andern nach.

„Kann ja doch sein, daß Du recht hast, Jost," bemerkte er zögernd.

Jost erwiderte nichts, er schlang sich auf einen Felsblock und maß mit den Augen die Entfernung von der zerrissenen Felswand bis zu seinem Standpunkt ab. Hier ungefähr mußte das Kreuz gestanden haben, doch war die Auffindung wenig von Belang, wenn es ihm nicht gelang, den Sockel an seinem alten Platze unter Schutt und Gestein zu entdecken. Er mußte ihn finden, so viel stand fest bei dem Rufen.

Der Hansi hatte sich neben ihn gesetzt und baumelte mit den Beinen. Der gestrige Tag war ihm, ohne die gewohnte fröhliche Zwiesprache mit dem Jost, gar so lang geworden, daß konnte unmöglich so weitergehen, das hielt er nicht aus, darum war er dieser günstigen Gelegenheit, die alte Freundschaft wieder einzurenken, von Herzen froh.

„Meinst, daß grab' hier das Kreuz ist, wo's Kreuzl g'stan-den hat?" fragte er und rückte dem Jost etwas näher.

Der nickte bloß.

„Ich glaub's schon auch," fuhr der Hansi fort und rückte noch näher hin, „schau, da können wir wieder Kameraden sein, gell, Jost?"

Energisch schüttelte der den Kopf. „Kann mir nix nutzen, solchene Kameradschaft. Heut sagst, Du glaubst mir's, und morgen sagst, ich will Euch bloß um's Eure betrügen," entgegnete er abweisend.

Zerknirscht sah der Hansi vor sich hin. „Ich hab's so in der ersten Hitze hing'sagt," entgegnete er reumütig.

„Leicht gerast morgen wieder in die Hitze, will's doch lieber it wagen," entgegnete Jost, sprang vom Felsblock herunter und schickte sich an, heimzugehen.

„Jost," schrie der Hansi voller Angst, „Jost, ich halt's it aus, die Feindschaft." Atemlos wartete er auf eine Antwort, aber der andere ging unbekümmert weiter.

Da wußte der Hansi, daß es wirklich aus und vorbei war, der Jost hatte einen harten Sinn, der würde ihm nie verzeihen. Starr sah er dem Freunde nach, bis dessen Gestalt unterhalb der Wiesen verschwunden war, dann warf er sich der Länge nach

über den Felsblock und schluchzte, als wolle ihm das Herz brechen. Der Verlust des Freundes traf ihn gar zu schwer.

Plötzlich hielt er inne und fuhr empor. Wer hinderte ihn denn, das Kreuz zu suchen? Lebhaft sprang er von dem Felsblock hinunter und begann an dessen Fuß Schutt und kleinere Steine abzuräumen. Bald glühte der Rufe über und über vor Eifer und Anstrengung, er sah aber auch ein, daß er nichts erreichte, denn die mächtigen Blöcke, die da zwischen Schutt, Geröll und Erdbreich hervorragten, konnte er mit seiner Kraft nicht fortbewegen.

Niedergeschlagen schlich er heim, am nächsten Morgen aber trat er vor den finster blickenden Vater hin und sagte: „Schau, Vater, 's kann halt doch sein, daß das Kreuzl am roten Felsblock steht, laß die Knechte nachgraben, denn —"

„Malefizbub," unterbrach ihn der Bauer heftig, „willst etwa gar sagen, daß Dein eigener Vater lügt? Das Kreuz steht da, wo der Schutt am höchsten liegt, unter der Tanne. Hast gehört? Und laufft mir noch 'n einzig Mal nach 'n Rappenhof 'nüber, so schlag ich Dir die Knochen entzwei. Nix zu schaffen will ich mit denen mehr haben. Lenli, hast auch gehört?"

„Ja, Vater." Weiß im Gesicht, mit zitternden Lippen stammelte die Kleine die zwei Worte und sah dem zornigen Vater voller Angst nach, als er das Zimmer verließ. Kaum war die Tür krachend hinter ihm ins Schloß gefallen, so brach sie in heiße Tränen aus.

Langsam schob sich der Hansi heran. „Laß, Lenli!" sagte er zurendend und knuffte sie als Zeichen seiner Teilnahme in die Seite, „ich find's schon, das Kreuzl, ich grab' so lang darnach, bis ich's hab'."

Lenli hob den Kopf. „Und wenn's da is, meinst, daß der Vater uns dann wieder 'nüberlaufen laßt auf den Rappenhof?" fragte sie in atemloser Spannung.

Der Hansi aber senkte die Augen und schwieg. Da vergrub das Lenli in hoffnungsloser Trauer das Gesicht in ihr Tuch. Beide Kinder kannten den Starrsinn des Vaters, sie wußten, daß ein „Nein" stets ein „Nein" bei ihm bleiben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Riesenanleihen und Riesenprofite.

In der Zeit vom November 1914 bis zum März 1917 sind in den Vereinigten Staaten folgende fremde Anleihen untergebracht worden: England, \$1,181,400,000; Frankreich, \$656,000,000; Canada, \$270,700,000; Rußland, \$123,500,000; Italien, \$25,000,000; Deutschland, \$20,000,000; südamerikanische Länder, \$133,971,000; die Schweiz, \$15,000,000; China, \$9,000,000; Norwegen, \$8,000,000; zusammen \$2,392,571,000. Man nimmt an, daß die von den Banken für diese Anleihen berechneten Gebühren die Summe von \$18,000,000 betragen. Außer diesen Gebühren für die Anleihen waren aber die fremden Regierungen auch gehalten, solche für Materiallieferungen zu zahlen, die sich von 3 Prozent bis zu 10 und 12½ Prozent beliefen.

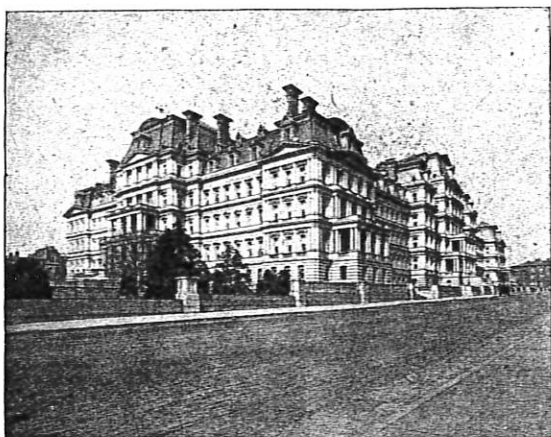
Dadurch nun, daß die Vereinigten Staaten neuerdings selbst den alliierten Kriegführenden Mächten Europas ein vorläufiges Darlehen von \$3,000,000,000 bewilligten, entging den großen New Yorker Bankiers, die bisher die fremden Anleihen hier zu plazieren pflegten, an Gebühren die Summe von \$100,000,000.

Die Firma J. P. Morgan & Company, die fast alle finanziellen Transaktionen der Alliierten in diesem Lande leitete, hat, seitdem Schatzamtssekretär McAdoo dem englischen Gesandten Sir Cecil Spring-Rice am 25. April einen Check im Betrage von \$200,000,000 als erste Anzahlung auf die Anleihe einhändigte, aufgehört, Englands Makler zu sein. Nebst dieser Summe erhielt der englische Gesandte noch weitere \$200,000,000, die durch englische 3½ Prozent tragende Schuldscheine gedeckt sind. Diese Zinsrate ist also dieselbe, wie sie für die „Liberty-Bonds" festgesetzt ist.

Frankreich erhielt von den Vereinigten Staaten vorläufig \$100,000,000, die gleiche Summe Italien; Belgien soll \$50,000,000, Rußland \$200,000,000 erhalten. Bis jetzt sind an England, Frankreich, Rußland und Italien zusammen \$745,000,000 vorge-schossen worden, aber so, daß ihnen die Gelder hier kreditiert wurden, teils um Schulden zu bezahlen, teils um im Lande Munition und Lebensmittel dafür zu kaufen, und die ganze Summe soll durch die vom Kongreß autorisierten Schatzamts-Zertifikate



Das Bundes-Schatzamtsgelände.



Gebäude des Staats-, Kriegs- und Flottenamtes zu Washington.

in Höhe von \$2,000,000,000 („Liberty-Bonds“) aufgebracht werden.

Der Grund, weshalb England zuerst vor allen anderen Nationen berücksichtigt wurde, war die Tatsache, daß die englische Regierung ihr Konto bei den New Yorker Banken, namentlich bei Morgan & Co., um \$400,000,000 „überzogen“, d. h. daß sie Gelder zu diesem Betrage über ihren Kredit hinaus erhoben hatte. Die amerikanische Regierung hielt es daher für angemessen, diese Summe sofort zu reduzieren, und will sie in einigen Wochen ganz tilgen.

Dem Plane des Schatzamtssekretärs McAdoo zufolge sollen alle finanziellen Verbindlichkeiten fremder Nationen hier so rasch als möglich getilgt werden, so daß künftighin alle Geldtransaktionen der Vereinigten Staaten mit den europäischen Mähten auf direktem Wege durch die Bundes-Reservebanken ohne Gebührenberechnung geregelt werden können. Während in den letzten drei Jahren die von England, Italien und Rußland hier gemachten Anleihen durch persönliche Abmachung zwischen den verschiedenen Regierungen und den hiesigen Banken arrangiert wurden, betrugen die von diesen Geldinstituten berechneten Gebühren von $\frac{1}{4}$ Prozent bis hinauf zu $\frac{1}{2}$ und 1 Prozent.

Die allgemein übliche Gebühr der größeren Maklerfirmen aber, die sich mit derartigen Geschäften befassen, betrug, wie man annimmt, 3 Prozent, so daß sie für die in diesem Lande von fremden Mähten für Munition und andere Artikel verausgabten \$2,500,000,000 die Summe von \$75,000,000 an Gebühren einsteckten oder, wenn noch die Gebühren für andere ähnliche Dienstleistungen hinzugerechnet werden, im ganzen etwa \$90,000,000. Es ist bekannt, daß die Gebühren in einer bestimmten Finanztransaktion, wobei es sich um eine Anleihe von \$1,000,000,000 handelte, nicht weniger als 8 Prozent oder \$80,000,000 betrugen.

In einem anderen Falle war eine fremde Regierung gezwungen, eine Anleihe von \$150,000,000 zu machen, wofür die Makler, die das Geld aufbrachten, sogar eine Gebühr von 12 Prozent oder \$18,000,000 erhoben.

Die Vereinigten Staaten sowohl als auch die fremden Regierungen gewinnen nun bei den Anleihen von \$3,000,000,000 etwa \$112,500,000 durch den Wegfall der Gebühren. Ueberdies haben die Vorger den Vorteil einer um nahezu 2 Prozent niedrigeren Zinsrate im Vergleich zu früheren Anleihen, die mit 5 und $5\frac{1}{2}$ Prozent verzinst werden müssen. Weitere Ersparnisse werden den Mähten dadurch erwachsen, daß sie ihren Bedarf an Munition und Lebensmitteln nunmehr hier durch die Vermittelung einer Kommission beziehen und nicht nur die kostspieligen Makler umgehen, sondern auch nicht gezwungen sind, Preise zu bezahlen, die in manchen Fällen nichts weiter als Erpressungen waren. Die Regierung plant, durch die Kommission ein Zentralbüro zu errichten, das die Preise für alle für die Mähten bestimmten Artikel festsetzt, so daß nicht für die eine Nation mehr und für die andere weniger berechnet werden kann. Die verschiedenen Regierungen traten früher, da sie nicht



Das britische Botschaftsgebäude in Washington.

einheitlich handelten, beim Einkauf von Kriegsmaterial unter sich selbst in Konkurrenz, was für die Zukunft durch die Bundeskommission vermieden werden soll, die nebst dem Frachttarifen für die Eisenbahnen und Schiffe feststellen und für prompte Beförderung sorgen soll.

Die Vereinigten Staaten, England und Frankreich haben ein Uebereinkommen getroffen, nach welchem die Bundes-Reservebank von New York als Fiskalagent für die Bank von England und das französische Schatzamt fungieren wird.



Die Heringssaat.



Der französische Maler Meissonier hatte in seinen Diensten einen Gärtner, der im Pflöpfen der Bäume, in der Pflege der Blumen, in der Erhaltung des Obst- und Gemüsegartens nicht seinesgleichen hatte. Aber das war noch nicht alles: der Gärtner besaß auch wissenschaftliche Kenntnisse. Er kannte die Namen sämtlicher Pflanzenfamilien besser als der gelehrteste Professor; man konnte ihm ausländische Pflanzensamen zeigen, er wußte sofort den lateinischen Namen. Die Freunde des Malers machten sich oft das Vergnügen, dem alten Gärtner die schwierigsten Fragen vorzulegen, aber sie brachten ihn niemals in Verlegenheit; er blieb keine Antwort schuldig.

Meissonier selbst war ob dieser Unfehlbarkeit eines ganz gewöhnlichen Gärtners beinahe empört und beschloß, den Alten einmal gründlich „hineinzulegen“. Eines Tages, als Emile Augier, der Dramatiker, bei ihm zu Tische war, ließ der Maler den Gärtner rufen und nahm aus der Tasche ein graues Papiertütchen, das er schon vorher vorbereitet hatte. In der Mitte lag getrockneter Heringssamen.

„Nennen Sie diesen Samen?“ fragte Meissonier mit unerschütterlichem Ernste.

„Sehr gut,“ erwiderte der Gärtner, ohne zu zögern, und nannte einen ganz unmöglichen lateinischen Namen.

„Wie lange dauert es wohl, bis er aufgeht?“

„Vierzehn Tage!“

„Schön, also streuen Sie ihn aus; ich möchte die Pflanze sehen.“

Augier erzählte später, er habe vierzehn Tage lang nicht schlafen können, so neugierig sei er gewesen, das Ende dieser merkwürdigen Geschichte zu sehen. Nach vierzehn Tagen kam er pünktlich in die Villa Meissoniers. Als man beim Nachtschiff saß, meldete sich der Gärtner: „Wenn die Herren jetzt die Güte haben wollten, in den Garten zu kommen; der Samen ist aufgegangen.“

„Das ist aber stark,“ schrieb Meissonier und sprang vom Stuhle auf. Ohne das Mahl zu beenden, folgte er mit seinen Gästen dem alten Gärtner. Von einem Treibhausbeete entfernte der Gärtner vorsichtig eine Glasglocke. Meissonier und Augier beugten sich neugierig nieder, um sofort, laut aufschreiend, in die Höhe zu schnellen: aus dem sorgsam bewässerten und gedüngten Boden schauten in zwei Reihen — zwölf Heringsköpfe hervor!

Industrie und Verkehr.

Wie die deutsche Zinnindustrie nach England kam, darüber liefert jetzt der Schriftleiter der „Quellenforschungen zur Geschichte der Technik und Naturwissenschaften“, F. M. Feldhaus in Friedenau, einen wertvollen Beitrag. Er schreibt: Andrew Yarranton reiste im Auftrag englischer Unternehmer im Jahre 1665 nach Deutschland, zumal in die sächsischen Industriegebiete, die durch die ungünstigen Verhältnisse des Dreißigjährigen Krieges arg gelitten hatten. Man konnte in England mit Recht hoffen, daß die verarmte deutsche Arbeiterschaft gern bereit sei, ihre Fertigkeiten im reichen England auszuüben. Die ganze Welt bezog damals die verzinnnten Gegenstände aus Böhmen und Sachsen, und in England konnte niemand eine gute Zinnplattierung herstellen. Yarranton erzählt später in seinen Erlebnissen, daß er 80.000 Menschen in der sächsisch-böhmischen Zinnindustrie beschäftigt schätze. Leipzig war damals der Stapelplatz, und die Elbschiffahrt sandte die Ware auf alle Weltwege hinaus. „Ich nahm einen tüchtigen, mit der Beschaffenheit des Eisens wohlvertrauten Feuerarbeiter und einen verständigen, mit der Sprache vertrauten und in Geschäften geübten Dolmetscher als Reisegefährten mit. Unser Weg führte uns über Hamburg und Leipzig nach Dresden. Hier erfuhren wir, wo man die Zinnplattierung mache, nämlich im Gebirgslande. Als wir zu den Werkstätten kamen, wurden wir ganz artig aufgenommen. Man gab uns gegen alle Erwartung volle Gelegenheit, die Werke selbst, die gerade in voller Tätigkeit waren, zu besichtigen. Man ließ uns die ganze Bearbeitung beobachten. Auch konnten wir uns vollkommen mit den Materialien, deren man sich beim Reinigen des zum Verzinnen bestimmten Eisens bedient, sowie mit dem Verfahren der Verzinnung selbst bekannt machen. Nachdem wir nun die ganze Technik der Vorbereitung des Eisens zum Verzinnen und des Verzinnens selbst abgesehen zu haben glaubten, reisten wir nach England zurück.“ Deutscher Gewerbesleiß hatte also in der jungen sächsischen Zinnindustrie die weit ältere Zinnindustrie der Engländer so überflügelt, daß diese kommen konnten, um sich das deutsche Verfahren bequem „abzusehen“ und Arbeiter nach England zu holen. Die schönsten Zinnwerke sah Yarranton in der Nähe der „Stadt Aue“. Dort — also in Aue im Erzgebirge — lagen die Zinnwerke an dem zu Tal fließenden Wasser, und Zinn, Eisen und Holz wurden ihnen aus dem nächsten Gebirge geliefert. Die Werke seien damals der Segen der Gegend gewesen. Besonders stolz ist Yarranton auf einen Bergmann aus Cornwall, der angeblich während der Religionsverfolgungen aus England nach Sachsen gezogen war und in der Nähe von Aue reiche Zinnlager entdeckt hatte. Yarranton behauptet sogar, daß die „Statue“ dieses Mannes in Aue zu sehen sei. Nach einer andern Lesart war es kein Bergmann, sondern ein katholischer Geistlicher, der lutherisch geworden und deshalb nach Sachsen gezogen war. Uebrigens hatten Yarranton und seine Geldleute Recht; denn ehe sie die in Deutschland geholten Kenntnisse verwerten konnten, ließ sich ein pfiffiger Landsmann, Edmond Hemings, ein englisches Patent auf „die Verzinnung nach deutscher Methode“ erteilen. Damals bekam man in England für viel Geld auf jede beliebige Erfindung, die man kaum zu beschreiben brauchte, ein Patent. So konnte auch Hemings lange Zeit die englische Zinnindustrie zu Abgaben zwingen.

Neue Industrien in Amerika. Die durch den Krieg in Europa unmöglich gemachte Versorgung der amerikanischen Märkte mit früher hier gangbaren Auslandsprodukten hat insbesondere der chemischen Industrie und verwandten Zweigen in unserem Lande eine starke Ermutigung gewährt. Das Bemühen, Ersatz für die zeitweilig nicht erhältlichen, hauptsächlich deutschen Produkte zu schaffen, hat die Unternehmungslust in genannten Industrien derart gesteigert und denselben so viel neues Kapital zugewandt, daß nach einer vorliegenden Aufstellung in den beiden letzten Jahren bis zum 1. Februar neue Fabrikgesellschaften der Chemikalien- und Farbenbranche mit Gesamtkapital von \$172,000,000 gegründet worden sind. Die starke Zunahme der einheimischen Produktion, allerdings auch die starke Steigerung der Preise, ergibt sich ferner aus der amtlichen Angabe, daß an Chemikalien, Farben und Farbstoffen im Jahre 1916 für \$185,000,000 exportiert worden sind, gegen \$80, bezw. \$28,000,000 in den beiden vorhergehenden Jahren. Allein in Säuren hat sich der Wert der Ausfuhr von \$620,000 in 1914 auf \$9,000,000 in 1915 und auf \$43,000,000 in letztem Jahre gesteigert.

Auch in der Papierverbesserung sind letzthin treffliche Erfindungen gemacht worden.

Gasgefüllte Wotanlampen in kleinen Lichtstärken sind eine neue Erscheinung auf dem Gebiete der elektrischen Glühlampen. Mehr als 30 Jahre hielt die Technik an dem Gedanken fest, daß gute elektrische Glühlampen nur in luftleer gepumpten Glasglocken, also im Vakuum, hergestellt werden könnten. In höchster Vollendung werden jetzt auch die letzten Spuren der Luft aus den Glocken entfernt: verschiedenartige Gase, welche aus den für die Herstellung der Lampen verwendeten Materialien infolge der großen Erhitzung beim Brennen entweichen, werden sorgfältig aus den Glocken gepumpt, um deren schädliche Einwirkung auf den Leuchtdraht zu verhindern. Es mag daher sonderbar erscheinen, daß man heute nun durch Füllung der Glasglocken mit Edelgasen gerade einen wirksamen Schutz des Leuchtdrahtes erreicht. Eben dieser Schutz ermöglicht bei den gasgefüllten Lampen eine stärkere elektrische Beanspruchung des Leuchtdrahtes durch erhebliche Erhöhung der infolge des Stromdurchganges erzeugten Temperatur, welche in der Vakuum-Lampe ein alldalbiges Versagen hervorrufen müßte. Dadurch aber wird in den ausgefüllten Wotanlampen nicht nur ein schöneres weißes Licht, sondern auch eine mit der Größe der Typen bedeutend steigende Ersparnis im Verbrauch elektrischen Stroms pro Lichteinheit erzielt.

Einen vorzüglichsten wasserfesten Kitt für Glas, Porzellan u. s. w. erhält man durch vorsichtiges Zusammenmischen von 15 Gewichtsteilen Mastix, 10 Gewichtsteilen gebleichtem Schellack und 5 Gewichtsteilen dicke Terpentin. Die Masse wird mit heißem Terpentinöl so weit verdünnt, als nötig ist. Wegen seiner Farblosigkeit wird dieser Kitt bei geschicktem Gebrauch kaum bemerkt. Er läßt sich in weiter, gut verschlossener Glasflasche lange aufbewahren.

Der höchste Damm der Welt wird der Stromdamm am Bend Oreille-Fluß im Staate Washington, etwa 125 Meilen nördlich von Spokane, für die Entwicklung von Wasserkraft-Elektrizität, sein. Er wird den Arroso Rod-Damm, welcher gegenwärtig der höchste seiner Art in der Welt ist, noch um 25 Fuß übertreffen. Man kann seine Vollendung noch nicht so bald feiern, aber die ersten Vorarbeiten sind bereits zum Abschluß gediehen. Dieser Damm wird 375 Fuß hoch über dem Bette des Stromes sein, und die größte Länge an seiner obersten Linie wird ungefähr 250 Fuß betragen. Die einzige Stätte, welche für den Damm verfügbar war, ist eine Bergstrom-Tiefschlucht, wo der Fluß bei niedrigem Wasserstande eine Tiefe von 100 Fuß und in der Flutzeit eine solche von 150 Fuß hat. Und selbst bei niedrigem Wasserstande ist die Strömung eine so reizende, daß es unmöglich war, Bohrungen vorzunehmen, welche den Charakter des Felsgesteines enthüllen würden. So boten sich einzigartige Aufgaben für die Ingenieure, welche zwei Jahre hindurch ihre schwierigen Forschungen betrieben. Da es durchaus nicht möglich war, Bohrungen von der Oberfläche des Stromes aus vorzunehmen, blieb nichts übrig, als von der unteren Seite des Strombettes her die Untersuchung zu betreiben, zu welchem Zwecke ein Schacht von 200 Fuß Tiefe an der einen Seite des Flusses gelegt wurde. Man hatte aber schließlich Erfolg und ermittelte, daß das Felsgestein sehr wohl das ungeheure Gewicht eines solchen Dammes tragen kann.

Stahlbänder als Treibriemen sind eine Kriegszerrungenschaft Berlins. Zwar ist schon seit langem bekannt, daß sich Stahlbänder sehr gut als Treibriemen zu Kraftübertragungen an Stelle von Ledertreibriemen eignen, gegen ihre Einführung sprach aber bisher der Mangel einer leichten, sicheren und dauerhaften Verbindung der Stahlbänder, ein Mangel, der nun beseitigt ist. Die Stahlbänder haben auf ihrer ganzen Länge je nach der Breite mehrere Reihen systematisch geordneter Löcher, wodurch beliebige Verbindung des Riemens an irgendeiner Stelle ermöglicht wird. Der Stahlbriemen wird genau wie der Lederrahmen aufgelegt und entsprechend abgeschnitten, zur Verbindung wird ein mit gleichen Lochungen versehenes rautenförmiges Ueberdeckungsstück gleicher Materialstärke verwendet, das auf den Riemen aufgenietet wird. Riemen aus Stahl sind bedeutend billiger, sicherer und dauerhafter als Lederrahmen, auch das Rohmaterial steht unbegrenzt zur Verfügung.

Das Rosten der Eisenteile kann durch einen einfachen Ueberzug von Speck und Harz leicht vermieden werden. Man schmilzt drei Teile Speck mit einem Teil Harz zusammen und trägt die Mischung mit einer Bürste oder einem Lappen auf.